



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

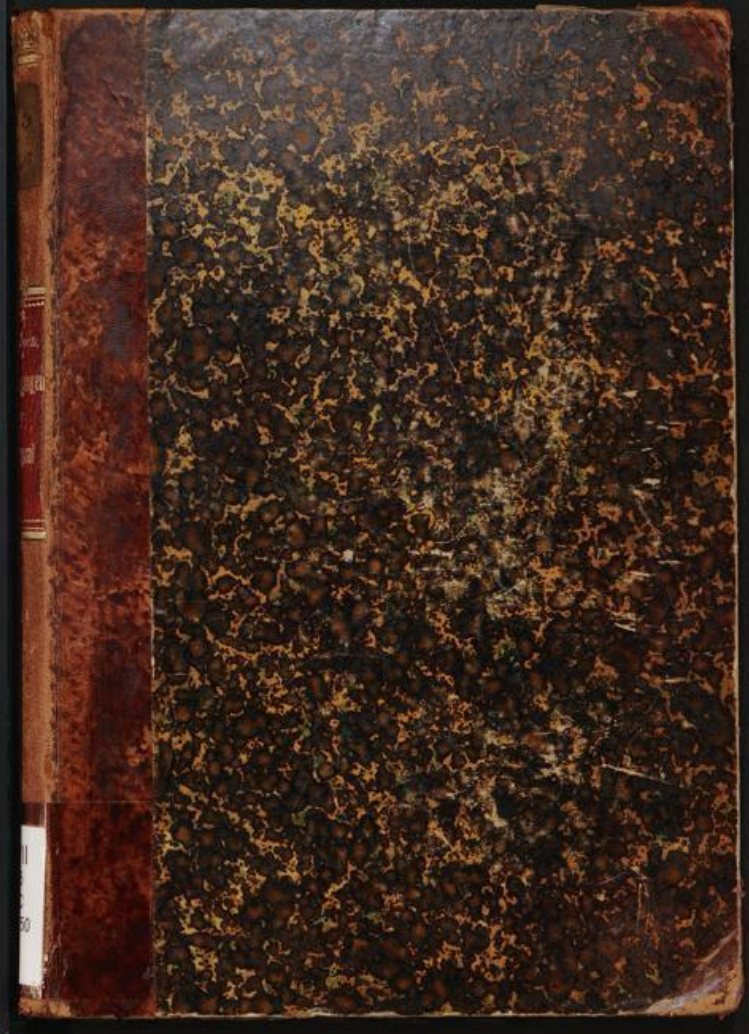
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Erinnerungen an Transvaal 1876 - 1896**

**Jorissen, E. J. P.**

**Berlin, 1898**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-10089**



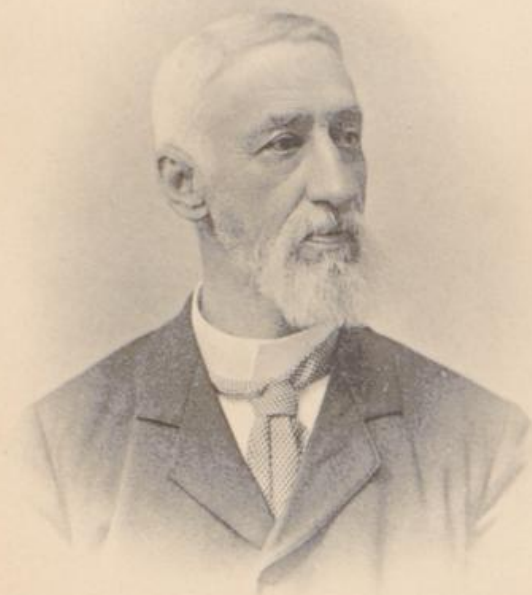




VIII. 5. c. 0750.







E. J. W. W. W.

# Erinnerungen an Transvaal

1876 — 1896

VON

Dr. E. J. P. Jorissen

Aus dem Holländischen übersetzt von

A. SEIDEL, Sekretär der deutschen Kolonialgesellschaft.



VII. S. c. 0750

BERLIN 1898

VERLAG VON DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN).

ERHÄRTUNG DER ...

...

Nachdruck verboten.



## VORWORT.

Als ich im vorigen Jahre nach Europa übersiedelte, wurde ich von Freunden und Verwandten gebeten, über meine Laufbahn in Transvaal einige Aufzeichnungen zu machen.

Am liebsten hätte ich einen geschichtlichen Abriss der letzten 25 Jahre gegeben. Für die Südafrikanische Republik ist dieser Zeitraum am wichtigsten.

Aber um Geschichte zu schreiben, muss man ausser der Befähigung Ruhe und Zeit haben.

Weder das Eine, noch das Andere ist mir vergönnt. Ich kann nur persönliche Erinnerungen aufzeichnen. Für den Geschichtsschreiber der Zukunft werden diese, wie ich hoffe, nicht ohne Werth sein.

Meine Erinnerungen sind ganz persönlich. Ich habe versucht, unparteiisch, aber zugleich vollkommen offenherzig den Eindruck wiederzugeben, den Personen und Dinge auf mich gemacht haben.

Mir wurde die Ehre zu Theil, dass hochgestellte und einflussreiche Freunde in Transvaal die Korrektur meines Buches gelesen haben. Dem grössten Theil ihrer Bemerkungen habe ich Rechnung getragen. Von einer grossen Ausnahme abgesehen.

Es hat sehr viel Mühe gekostet, nicht jetzt, sondern bereits vor Jahren, eine vernünftige Erklärung für die Haltung der Bürger von Transvaal im Jahre 1877 zu finden. Der Leser findet meine Erklärung hier. Der Begriff eines »Vaterlandes« entwickelte sich nur langsam, und wenn er auch alle Köpfe und Herzen erfüllte, so behielt das eigene Interesse, oder was man dafür hielt, doch die Oberhand. Ich bleibe dabei, meine Erklärung für die verständlichste und freundschaftlichste zu halten.

Im Jahre 1884 habe ich bereits einige von den Thatsachen, die ich jetzt dem Leser darbiete, unter dem Titel »Vredensonderhandeligen op Langenek« veröffentlicht. Das Werkchen ist seit Jahren vergriffen. Ich habe daher kein Bedenken getragen, diese Ereignisse aufs Neue in meinen Erinnerungen dem Publikum vorzuführen.

Wenn vielleicht später bei günstigem Absatz eine neue Auflage erforderlich sein sollte, so hoffe ich, hier und da noch etwas hinzufügen zu können, besonders über die Geschichte der letzten zwei Jahre.

8. Februar 1897.

Der Verfasser.

## Inhalt.

	Seite
1876—1879 . . . . .	I
1879—1881 . . . . .	37
1881—1896 . . . . .	85
Anmerkungen und Erläuterungen . . . . .	103



1876 — 1879.



Thomas François Burgers, ein ehemaliger Zögling der Utrechter Akademie und später Prediger zu Hannover in der Kap-Kolonie, wurde im Anfange des Jahres 1872 an Stelle von Martinus Wessel Pretorius durch Volkswahl mit grosser Mehrheit zum Präsidenten der südafrikanischen Republik erwählt.

Seine Wahl bedeutete Reformen, Entwicklung. Man sah in dem Neuernannten einen Mann, der geneigt und fähig wäre, diese Loosung zu verwirklichen. Und als er im Juni 1872 dem Volke den Eid ablegte und das Staatspräsidium übernahm, wurden die lebhaftesten Hoffnungen in allen Herzen wach. Man erwartete grosse Dinge von dem neuen Präsidenten.

Niemand mehr und stärker als er selbst.

Zwei Dinge fasste Burgers als die ersten Vorbedingungen der Entwicklung seines Volkes in's Auge: eine gute Erziehung durch ein gutes Schulwesen und die Befreiung des Handels von dem Zwange der englischen Seehäfen durch den Bau einer Eisenbahn, die durch die portugiesischen Besitzungen einen guten und unabhängigen Seehafen in Lourenço Marques an der Delagoabai finden konnte.

Burgers sah ein, dass er für beide Zwecke Persönlichkeiten und Kapital nöthig hatte. Seine Erziehung in den Niederlanden hatte ihn gelehrt, wo er dies zu suchen habe.

Demzufolge liess er sich in einer aussergewöhnlichen Sitzung des Volksraads, ich glaube im Oktober 1874, für eine Reise nach Europa beurlauben. Dieser Volksraadsbeschluss eines kleinen, beinahe unbekanntes Staates in Süd-Afrika hat auf meinen Lebenslauf einen entscheidenden Einfluss ausgeübt. Es war ein gemeinsamer Freund von Burgers und mir, der mich mit dem Präsidenten in Berührung brachte.

Im Juli 1875 empfing ich einen Brief des Dr. (jetzt Professor) H. Snellen aus Utrecht, der mich von dem Besuch des Präsidenten der südafrikanischen Republik in Kenntniss setzte, dessen anziehende Persönlichkeit schilderte und mir ferner den Wunsch desselben mittheilte, einige begabte Niederländer an sein Land zu fesseln.

Snellen hatte mich genannt, da er wusste, dass ich schon oft Auswanderungspläne gehegt hatte. Er hatte mich als geeignet empfohlen, als oberster Leiter des Unterrichtswesens zu fungiren.

Dieser Brief brachte mich in direkte Correspondenz mit Burgers, der auf das Nachdrücklichste auf mich einzuwirken suchte, um mich für sein Land zu gewinnen.

Unzufrieden mit meiner damaligen Stellung, sehnte ich mich nach einem Amte, das mir ermöglichte, meine wissenschaftliche Entwicklung besser zu verwerthen und vielleicht für meine vier Söhne den Weg zu einer angenehmen Zukunft anzubahnen. Bald machte Burgers die Bekanntschaft vieler unterrichteter Männer und traf unter den Fachleuten für die Leitung des Unterrichtswesens seine Wahl. Er betraute damit einen Herrn W. J. van Gorkom und bot mir eine Stelle als Docent der alten Sprachen an dem Gymnasium an, welches inzwischen noch errichtet werden sollte, gegen ein Gehalt von 400 £.

Ich darf hinzufügen, dass mich ein Gefühl der Sympathie für eine holländische Republik beseelte, die durch Abkömmlinge Alt-Hollands begründet war, und dass in mir der Wunsch wach wurde, an der Entwicklung und der Blüthe dieses Sprosses des Altholländischen Namens mitzuwirken. Vor dem Auge meiner Seele stieg eine schöne Zukunft in einem edlen Wirkungskreise empor.

Und Burgers war sicherlich der Mann, ein solches Gefühl zu erwecken, ja sogar zur Begeisterung zu entflammen. Eine magnetische Inspiration ging von ihm aus. Er selbst fühlte tief und warm. Alle, die mit ihm in Europa in Berührung kamen, werden das bezeugen. Von seiner Person ging ein Zauber aus, der Richard Hol jene ergreifende Melodie zu entlocken vermochte und Catharina van Rees die schönen Worte eingab, die jetzt in der transvaalischen Hymne wiederklingen.

Zu Breukelen, dem Landhaus des Herrn Roland Holst, hatte ich eine sehr langwierige und entscheidende Unterhaltung mit Burgers. Meine Lebenserfahrung lehrte mich, dass ich mir vom ersten Augenblick unserer Verbindung an vorbehalten musste, mir evtl. einen anderen Wirkungskreis zu suchen, als er mir in dem Lehramt an einer noch nicht errichteten Schule beschieden war.

Ich gab dem Präsidenten Burgers deutlich zu verstehen, dass ich das Amt annähme, nur weil ein festes Gehalt damit verbunden wäre. »Natürlich,« sagte er, »und ich habe es Ihnen angeboten, um Sie für mein Volk zu gewinnen (er hatte die Gewohnheit, von seinem Volke und von seinem Lande zu sprechen). In diesem oder jedem anderen Amte. Sofern Sie ein besseres verlangen, werde ich Ihnen dazu die Hand reichen, aber ich will Sie im Dienste meines Landes haben. Dienen Sie ihm mit Ihren Fähigkeiten, helfen Sie, die Republik gross und stark zu machen, und ich bin zufrieden.«

Wir reichten einander die Hände, und ich besiegelte damit mein Gelübde, zu thun, was er verlangte.

Im November 1875 verliessen wir die Niederlande. Ich nahm mit Ausnahme meines letzten Sohnes, der seine Rechtsstudien in Groningen fortsetzte, meine ganze Familie mit mir, bestehend aus meiner Frau, drei Söhnen und zwei Töchtern. Und nach einer, wenigstens für mich, sehr vergnüglichen Seereise kamen wir über Kapstadt und Port Elisabeth zwischen Weihnachten und Neujahr in Durban an. Von dort bewegten wir uns mit der ganzen Schnelligkeit eines Ochsenwagens nach Prätoria, um daselbst am Montag Morgen, den 6. Febr. 1876, im buchstäblichen Sinne des Wortes unsere Zelte aufzuschlagen.\*)

Mit ganz anderen Plänen, als die, mit denen ich mein Vaterland verlassen hatte, kam ich in der Residenz meines neuen Vaterlandes an.

Die Begegnung mit dem Konsul der transvaalischen Republik in Kapstadt, Herrn J. Marquard war die Ursache dieser Veränderung, die für meine Carrière entscheidend gewesen ist.

Es ist mir ein grosses Vergnügen, in der Erinnerung mir auf's Neue das Bild des Herrn Marquard vor die Seele zu rufen. Er war eine stattliche Gestalt und bewohnte als Haupt einer sehr zahlreichen Familie eines der breiten, geräumigen und schönen Häuser, an denen Kapstadt so reich ist und die alle dem Klima, das im Sommer kühl, im Winter warm ist, in ihren Einrichtungen angepasst sind.

Die Engländer, die überallhin ihre Londoner Gewohnheiten mitbringen, hatten in ihrem Unverstand die Stadt verlassen, um meist in elenden Hütten, hochtrabend cottages genannt, irgendwo ausserhalb zu wohnen, von wo sie täglich wegen ihrer Geschäfte nach der Stadt kamen, gerade so, wie sie von Clapham, Highgate u. s. w. nach der City fahren.

Die Folge ist, dass sie, während ihr Gesinde draussen eine langweilige, schläfrige Existenz führt, in der Stadt im Klub ihr Heim suchen und die wirklich prächtigen Alt-Kapschen Häuser aus der Blütezeit der Ostindischen Compagnie den Malaien überlassen. Soviel ich weiss, giebt es nur noch ein derartiges Haus, das von einem Sprössling der alten aristokratischen Familien bewohnt wird, ich meine das Haus in der Strand-Strasse, wo die Wittwe Koopmans, eine geborene de Wet, ihren Wohnsitz hat.

Johann Marquard war der Typus der alten Rasse der wirklich aristokratischen Kapländer, einfach von Manieren, von einer gewissen Gemessenheit in seinem Benehmen, aber gastfrei, beliebt und hilfsbereit. Er hatte viel gelesen und stand auf der Höhe der europäischen Bildung. Mit warmer

---

\*) Ich habe die Reise in einer Reihe von Briefen im Provinciale Groninger Courant (1876) beschrieben.

Theilnahme war er der grossen Bewegung auf theologischem Gebiete gefolgt, die von 1850—1870 alle Länder des gebildeten Europa und hohe Ideale wachrief, die von tiefer Religiosität und leidenschaftlicher Liebe zur Wissenschaft zeugen, eine Bewegung, die dem menschlichen Denken und Fühlen einen unbegrenzten Gesichtskreis eröffnete. Er und sein Bruder Leopold, ein sehr wissenschaftlicher Mann, hatten die Schriften unserer besten niederländischen Denker gelesen und ihre Ideen sorgfältig in sich aufgenommen. Mit einnehmender Offenherzigkeit gab er mir sogleich zu erkennen, dass ich mich auf einem Irrwege befände; er hatte auch meine Schriften gelesen und war der Meinung, dass Jemand von meiner philosophischen und theologischen Denkweise sich nicht mit Unterrichts-Angelegenheiten befassen dürfte, wenn nicht die von Burgers mit soviel Sorgfalt gehegte zarte Pflanze dem feindlichen Geiste kirchlicher Zwistigkeiten ausgesetzt werden sollte.

Sowohl um Burgers' willen, als auch im Interesse des Unterrichts in Transvaal müsste ich mich jeder Bemühung um Schulangelegenheiten enthalten.

»Was nun?« war meine natürliche Frage.

»Ich werde Ihnen einen besseren Weg zeigen. Zufällig ist hier gerade Herr Buchanan eingetroffen. Er ist Staatsprokureur in Transvaal gewesen, befindet sich jetzt aber auf dem Wege nach dem Freistaat, wo er eine Anstellung als Richter am Obersten Gerichtshof angenommen hat. Sie müssen sein Nachfolger werden.«

Ich war kein Jurist. Mochte ich auch durch meine schriftstellerischen Arbeiten einige Kenntnisse von Staatsrecht und Staatshaushaltskunde erworben haben, so waren doch das bürgerliche Recht und das Strafrecht mir gänzlich unbekannt.

Marquard fand darin kein Hinderniss. Ich hätte vor Burgers' Ankunft noch Zeit genug, mich einzuarbeiten und könnte dann vor der Rechtsgelehrten-Kommission in Prätoria mein Examen als Prokureur ablegen. Er werde mit Burgers darüber sprechen und mich mit Buchanan bekannt machen, der mir weitere praktische Rathschläge werde geben können.

Dies geschah, und der Erfolg war, dass ich mir in Kapstadt die drei juristischen Werke anschaffte, auf die das Recht in Transvaal basirt ist: Van der Linden, van Leeuwen und Hugo de Groot.

Ich darf mir selbst das Lob ertheilen, dass ich unterwegs und nach unserer Ankunft in Prätoria sehr ernstlich und tüchtig gearbeitet habe, wie ich es in der besten Zeit meines Studentenlebens in Utrecht nicht besser hätte thun können. Das wissenschaftliche Studium war für einen alten Studenten nicht unüberwindlich. Mein damals noch jugendlicher Freund F. Kapteijn diente mir gern als Repetitor und überhörte mir meine Aufgaben als wäre ich ein Schuljunge, und zwar so lange und so oft, bis

Alles »bombenfest« sass. Ich war 46 Jahr alt (geboren den 10. Juni 1829), von guter Gesundheit und im Vollbesitz der Geistesgaben, die ich von der gütigen Mutter Natur empfangen, oder besser von einem hochbegabten und gelehrten Vater und mehr noch von einer hervorragenden Mutter geerbt hatte, einer Mutter, wie ich sehr selten wieder eine zu Gesicht bekommen habe. Sehr bald fand ich, dass trotz meiner Studien über die wissenschaftlichen Theorie des Rechts und meiner täglich wachsenden Kenntniss der lokalen Gesetzgebung, die ich mit solchem Eifer studirte, dass ich noch in demselben Jahre im Stande war, dem Volksraad den Plan einer systematischen Gesetzsammlung vorzulegen — die infolge der Ungunst der Zeiten niemals das Licht der Welt erblickt hat — sehr bald fand ich, dass, sollte ich wirklich beim Staatspräsidenten einen begründeten Anspruch auf Ernennung zum Staatsprokureur erheben dürfen, mir Gelegenheit zu praktischer Uebung gegeben werden musste.

In dem öffentlichen Ankläger zu Prätoria, Herrn E. Roth, gleichfalls einem Niederländer von Geburt, fand ich einen kundigen und hilfsbereiten Rathgeber. Mit ihm betrat ich den Weg der kriminellen und civilen Praxis. In diesen guten alten Zeiten existirte beinahe nichts Anderes, als die Rechtspflege der Landdrosten. Ein oberster Gerichtshof tagte nur, wenn fünf oder sechs Sachen zusammen kamen; dann wurden drei Landdrosten als Richter angestellt und durch besondere Proklamation ein oberster Gerichtshof bestimmt. Der ersten Sitzung eines derartigen Gerichtshofes habe ich im September 1876, nach meiner Ernennung zum Staatsprokureur, beigewohnt. In der Zwischenzeit war ich ein getreuer Besucher der Sitzungen des Landdrostenhofes und lauschte den mehr leidenschaftlichen als streng juristischen Plaidoyers der Prokureurs Stephanus Meintjes, Maurits de Vries, Jan Preller, und besonders den sehr feinsinnigen Darlegungen des Herrn N. Swart, des damaligen Staatssekretairs, der nach dem Wegzuge des Staatsprokureurs Buchanan zeitweise dieses Amt wahrnahm.

Swart unterstützte mich noch weiter, allerdings ohne Ahnung von meinen Plänen, die ich natürlich nicht vorzeitig der ganzen Welt mittheilen wollte. Ich beklagte mich ihm gegenüber einst, dass ich eigentlich, ohne dem Staate zu nützen, mein Gehalt bezöge und sehr gern eine Thätigkeit hätte, solange die neuen Schulpläne noch nicht zur Ausführung gekommen wären, denn die Verwirklichung derselben war unmöglich, solange Burgers nicht zurückgekehrt war.

»Das ist keinem Tauben gesagt,« erwiderte er, »ich habe es wirklich etwas schwer; die Obliegenheiten des Staatsprokurats sind mir zu viel. Gehen Sie für mich aufs Bureau und besorgen Sie meine Arbeiten. Sie finden da einen praktischen und sehr befähigten Sekretär in dem Herrn Genis, der Sie in alle Geheimnisse einweihen wird. Sie haben sich dann nichts mehr vorzuwerfen und verdienen ihr Gehalt gut und ehrlich.«

Nichts konnte mir natürlich angenehmer sein. Auf ungesuchte Weise war ich an der Stelle, wo ich zu sein wünschte, und lernte den Weg kennen, den das öffentliche Ministerium in der Verfolgung des Unrechts einzuschlagen pflegte. Da lernte ich, was von dem Chef dieses Regierungszweiges verlangt wurde.

Im April 1876 kam Präsident Burgers zurück. Es war ein warmer Empfang, der ihm zu Theil wurde. Ueberströmend war die Bredsamkeit, womit er die Begrüssungen der freundlich gesinnten Menge empfing, und gross war seine Freude, dass er in Holland ausser warmer Sympathie auch Geld bekommen hatte, um endlich mit seinen Eisenbahnplänen einen Anfang machen zu können. — Es waren für ihn gute Tage voller Versprechungen für die Zukunft, und ein Festmahl, das ihm von den Einwohnern Prätoria angeboten wurde, musste in ihm den Glauben erwecken, dass ihn nichts als Sympathie und Harmonie umgebe.

Ein paar Tage nach seiner Ankunft besuchte ich ihn und fand bei ihm sogleich die wärmste Unterstützung für meine Pläne.

Ich legte darauf vor der Rechtsgelehrten-Kommission (bestehend aus den Herren Stephanus Meintjes, M. de Vries, J. Preller, Isaak Munnik van P. C. Stroom und Nicolaas Swart, dem stellvertretenden Staatsprokureur) mein Examen ab und wurde, nachdem die Regierung von dem guten Ausfall desselben Kenntniss genommen hatte, von ihr als Prokureur zugelassen und kurz danach, am 9. Juni 1876, als Staatsprokureur angestellt.

Diese Ernennung erhielt die volle Billigung des Volksraads, der sie ohne Zögern bestätigte. Eines der Mitglieder, Herr J. Taljaard, eine wohlbekannte und interessante Erscheinung in der Geschichte unseres gesetzgebenden Körpers, gab bei dieser Gelegenheit mit seiner gewohnten Freimüthigkeit zu erkennen, dass ich nach seiner Meinung da auf meinem Platze sei, aber nicht in der Schule.

Der Vollständigkeit halber sei hier mitgetheilt, dass der Prokureur zu jener Zeit, obwohl er thatsächlich die Funktion eines Advokaten hatte, doch den Titel eines solchen nicht führte. Als ein Jahr nach meiner Ernennung der oberste Gerichtshof in Uebereinstimmung mit dem im Februar 1877 angenommenen neuen Grundgesetz zusammentrat, wurde die Republik leider annektirt. Herr J. G. Kotzé war noch durch Burgers zum Haupttrichter ernannt worden, kam aber erst nach dem 12. April bösen Andenkens in Prätoria an, und eine neue Ordnung der Dinge auf rechtlchem Gebiet wurde nicht vor Mai eingeführt.

Für den englisch gebildeten Juristen bestand theoretisch eine unüberbrückbare Kluft zwischen Prokureurs und Advokaten: »Members of the side bar and the bar«. Es stand also bedenklich um die Prokureurs, und die Gefahr schwebte über ihren Häuptern, durch brühwarm aus England importirte Advokaten aus ihrem Erwerbe vertrieben zu werden. Glück-

licherweise siegte aber der gesunde Menschenverstand. Der neue Gerichtshof verlieh denjenigen ansässigen Prokureurs, die thatsächlich nachweisen konnten, nicht nur den Namen eines Advokaten geführt, sondern auch die Aufgaben eines solchen erfüllt zu haben, den Titel von Advokaten.

Aber lassen Sie mich zum Januar 1876 zurückkehren. Mit Vorurtheilen ging ich an das Werk, da es vielseitig und für einen Neuling nicht selten verwirrend war. In der Verordnung von 1864—1866 war, wie ich fand, der Staatsprokureur nur sehr genau »als Vorsitzender des öffentlichen Ministeriums« umzeichnet. — Niemand wird diese Umschreibung zu eng finden können. Die Verfolgung von Verbrechen ist dem Prokureur anvertraut und ruht vollständig und für das ganze Land in seinen Händen. Alle öffentlichen Ankläger stehen unter seiner Aufsicht und empfangen von ihm ihre Instruktionen. Er selbst steht unter Niemandem. Diese grosse Verantwortlichkeit zwingt zu sehr grosser Umsicht.

Mein Amt hatte indessen noch andere Ecken. Wo der Staat in civilrechtlichen Angelegenheiten als Partei auftrat, ob fordernd oder verweigernd, war ich natürlich ex officio sein Berather und Anwalt. Gewöhnlich liess ich mir einen der Prokureurs beordnen. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Zusammenwirkens mit dem Rechtsanwalt Buskes bei der Entwirrung der Mc. Corkindale-Sache. Ein Mann dieses Namens hatte vor Jahren unter der Präsidentschaft von M. W. Pretorius einen Kontrakt mit der Regierung geschlossen, nach welchem die Regierung ihm 200 Landstriche abtrat und er sich verpflichtete, dieselben innerhalb einer bestimmten Zeit mit Einwanderern zu bevölkern.

Ein Landsmann von uns, Herr Stuart, hatte etwa 10 Jahre vor ihm denselben Plan gehabt und auszuführen gesucht, aber ohne Erfolg. Auch Mc. Corkindale, ein Mann von aussergewöhnlicher Energie, erreichte sein Ziel nicht oder wenigstens nur in unvollkommenem Maasse. Zwar gelang es ihm, in England einige Gesellschaften zu bilden, aber mit zu geringem Kapital. Er brachte einige Schotten heraus, taufte das erhaltene Gebiet »Neu-Schottland«, gab einem darin gelegenen See den Namen von Pretorius' Tochter »Lake Christie«, konnte aber sein Ziel nicht erreichen. Neue Unterhandlungen mit Regierung und Volksraad brachten unausweichliche Modifikationen in den ursprünglichen Kontrakt: Modifikationen, die in dem einen Jahr vom Volksraad zugestanden wurden, um im folgenden widerrufen zu werden. Der wackere Schotte hatte inzwischen sein Leben verloren. Er hatte ein offenes Auge für die Zukunft von Transvaal und begriff die ganze Bedeutung eines Seehafens an der Delagoabay, und in seinem Eifer, das Terrain aus eigener Anschauung kennen zu lernen, war er von der Küste nach der Insel Inyak übersiedelt, wurde aber dort leider durch das Sumpffieber dahingerafft.

Die Verwalter seines Nachlasses trachteten ohne Unterlass danach, mit der Regierung zu einer zweckmässigen Verständigung zu kommen. Unglücklicherweise hatte der Volksraad, dessen Präsident P. J. Joubert war, während der Reise von Burgers nach Europa den Beschluss gefasst, den Nachlass des Mc. Corkindale aus Gründen der Nichtigkeit des Kontraktes für sich zu beanspruchen.

Burgers trug mir auf, die Angelegenheit zu untersuchen und ein Gutachten auszuarbeiten, das die Regierung in den Stand setzen sollte, zu beschliessen, ob sie durch einen Vergleich oder lieber durch einen Prozess die Sache zum Austrag bringen wollte. Das Urtheil des Rechtsanwaltes Buskes, das mit dem meinigen übereinstimmte, ging nach genauer Untersuchung dahin, dass es besser sein würde, das erstere zu thun, sofern man billige Bedingungen erlangen könne. Ein sehr ausführliches Gutachten aus meiner Feder machte die Regierung geneigt, diesen Schritt zu thun. Es kam ein neues Uebereinkommen zu Stande und wurde von Krüger und mir namens der Regierung, und von der anderen Seite durch die Herren Preller und Evens, als Nachlassordner von Mc. Corkindale, unterzeichnet. Der Volksraad billigte die Handlungsweise der Regierung, die nebst anderen Vortheilen auch einen sehr unverhofften Gewinn von 14 000 Pf. für den Staatsschatz einbrachte. Dieser Vergleich hat zwar die damaligen Parteien vor weiteren Prozessen gewahrt, aber Mc. Corkindales Nachlass nicht aus dem Gerichtshof fern gehalten. Es ging damit wie mit dem berühmten Nachlass von Jarndyce. Noch jetzt leben und zehren davon Prokureurs und Liquidatoren, und das nun schon fast 30 Jahre lang!

Nicht unangenehm war ferner die mit meinem Amte verbundene Verpflichtung, in 1001 Sachen und Säckelchen der Regierung zur Seite zu stehen. Ich kam hierdurch beinahe täglich in Berührung mit dem Staatspräsidenten und dem ausführenden Rath und lernte so die Leiter des Staates aus nächster Nähe kennen. Bald war ein Glückwunsch an den Präsidenten der Vereinigten Staaten wünschenswerth, zum 4. Juli 1876. Bald musste ein neues Kriegsgesetz ausgearbeitet werden; das Bedürfniss machte sich unversehens fühlbar, und der Herr Staatsprokureur wurde ersucht, den Entwurf allerspätstens übermorgen fertig zu haben. Dabei fand man es noch sehr billig gehandelt, dass man ihm so lange Zeit gewährte.

In der That habe ich das Kriegsgesetz von 1876 entworfen, das in der Herbstsitzung des Jahres noch vom Volksraad angenommen wurde.

Was das Gebiet der Gesetzgebung anlangt, so ist im Beginn des Jahres 1877 auch noch mein Entwurf des neuen Grundgesetzes zum Gesetz erhoben worden.

Ein anderes Mal, ich glaube, es war im Monat September des Jahres 1876, hielt es Burgers für rathsam, dem drohenden Sturme der kirchlichen

Parteien gegen seine Unterrichtspläne zuvorzukommen und den Leuten zu verstehen zu geben, dass seine Ideen ganz und gar auf freien Unterricht abzielten, den jede kirchliche Richtung nach ihrem Gutdünken ertheilen könne. Ein Volksraads-Beschluss fasste dies in Worte. Der kurze, scheinbar unbedeutende Beschluss liess den Uneingeweihten sicher nicht vermuthen, dass er Burgers' und Krüger's Wünschen seine Entstehung verdankte, die Parteien zufriedenzustellen\*).

Ich habe bereits mehrmals den Namen von Paul Krüger erwähnt. Ganz natürlich!

Paul Krüger war im Jahre 1876 nicht der Mann, von dem die Geschichte spricht; er war Mitglied des ausführenden Rathes, war Generalkommandant gewesen und war der Vertreter der Dopper-Partei. Niemand konnte damals in ihm den Mann vermuthen, als den wir ihn später kennen gelernt haben. Seine Amtsgenossen im ausführenden Rath, die Herren Joubert und Isaak Holsthausen, machten mehr den Eindruck der Fähigkeit und nahmen mehr Antheil an den Berathungen als er. Paul Krüger wurde indessen respektirt. Burgers hielt es für angezeigt, als die Gelegenheit sich dazu bot, ihm die eine und andere verantwortliche Kommission zu übertragen.

Von Herrn P. Joubert brauche ich nicht zu sprechen. Wie der grosse Kaiser der Römer, Diocletianus, einem Anderen Platz machte, sich tief gekränkt auf sein Landgut zurückzog und Kohl pflanzte, so auch Piet Joubert. Sobald der Staats-Präsident Burgers aus Europa zurückgekehrt war, wurde es ihm in Prätoria zu schwül. Er schüttelte den Staub von seinen Füßen und zog sich auf sein Gut zurück. Zwei Jahre lang sah man ihn nicht im öffentlichen Leben, ja beinahe überhaupt nicht in der Oeffentlichkeit.

Meine erste Begegnung mit Paul Krüger ist merkwürdig genug, um hier beschrieben zu werden. Mit Herrn Swart war ich eines schönen Morgens nach den Bureaustunden (es mag etwa im März 1876 gewesen sein), in dessen Wohnung gegangen, um einen Magenbittern zu trinken. Auf einmal tritt Herr Krüger aus Rustenburg ein. Wir wurden einander vorgestellt und auf seine gewöhnliche plumpe Art fuhr er mich mit der Frage an: »Welches ist Ihr Glaube?»

\*) Volksraad-Beschluss vom 11. u. 12. September 1876. Artikel 17. Der Volksraad beschliesst auf Antrag des Präsidenten, den Artikel 21 des Grundgesetzes, wie bereits durch Volksraad-Beschluss vom 1. Juni 1870 festgestellt, und Artikel 151 zu erklären und festzustellen wie folgt: Das Volk, in dem Wunsche, unter Schonung jeder Art von religiöser Ueberzeugung den Bürgern die grösstmögliche Freiheit der religiösen Uebung zu sichern, bestimmt, dass jedem Bürger und Einwohner der Republik für immer völlig ungehinderte Freiheit zur Ausübung seines Gottesdienstes verliehen werde, und dass es Allen freistehet, denselben nach eigener Ueberzeugung auszuüben und dazu Kirchen und Schulen zu begründen, solange dieselben mit der Sittlichkeit, der Grundordnung und der Sicherheit des Staates vereinbar sind.

»Ich habe nicht die Absicht Ihnen das zu sagen.«

»Aber wissen Sie denn nicht, dass ein Christ zu jeder Zeit bereit sein muss, Rechenschaft von seinem Glauben abzulegen?«

»Gewiss! Denjenigen gegenüber, die das Recht haben, Rechenschaft zu verlangen.«

»Habe ich denn nicht das Recht?«

»Nein, ich frage Sie ja auch nicht nach Ihrem Glauben.«

Dabei blieb es. Swart versuchte, mir klar zu machen, dass ich unpolitisch gehandelt hätte. Das Gegentheil wurde mir einige Monate später klar. Herr Krüger und ich hatten einander seitdem wiederholt im Volksraad und Ausführenden Rath getroffen. Im September 1876 musste ich als Staatsprokureur in Rustenburg sein. An einem Sonnabend Abend ging ich Krüger und seiner Familie, die bei ihrer Kirche ausgespannt hatten, einen Besuch zu machen. Als er mich sah, wandte er sich zu seiner Frau, wies auf mich und sagte: »Das ist der Mann, der mir nicht sagen wollte, was er glaubt.«

Keine Spur von Bitterkeit war in seinem Tone; es war klar, meine Antwort hatte ihn getroffen.

---

Herr Krüger war und ist ein Mann von tiefer Religiosität, und er hatte, was sich von selbst versteht bei Jemandem, dem jegliche wissenschaftliche Erziehung nach europäischem Muster fehlt, für den die Bibel die einzige Quelle sowohl für die Erkenntniss, wie für religiöse Begriffe ist, ungefähr dieselbe Lebensanschauung, wie sie den Protestanten aus den Tagen des 16. Jahrhunderts anklebte.

Für ihn drehte sich die Sonne um die Erde. Das alte Volk Gottes fand in ihm, in seinem Geschlecht, in seinen Stammesgenossen, seine geordnete Fortsetzung, wobei der neue Bund allmählich den alten erfüllte.

In seinem Gemüthe lag ein tiefer Zug von Schwermuth, der ihn, wie man erzählt, in die Einsamkeit trieb, als er noch ein sehr junger Mann war, gleich einem der alten hebräischen Propheten oder einem der Klausner des 2. Jahrhunderts, die in der Wüste fasteten und beteten.

Glücklich in seinem Glauben, lässt er Anderen die Freiheit, anders zu denken, ist auf seine Art ganz verträglich und verlangt nur, dass man ihn nicht störe.

Wir waren zusammen auf einer Reise nach Europa; zufällig und gegen seine Gewohnheit, war er noch spät Abends oben auf dem Deck des Dunrobbin Castle. Der Anblick des glänzenden, schönen Sternenhimmels, der beinahe in jeder Welle der sanft bewegten See sich widerspiegelte, führte Herrn Bok und mich ganz von selbst zum Gedanken-

austausch über das grosse Weltsystem, das so ergreifend seine Kuppel über uns wölbte. Ich gab, was ich wusste, und wir formten das Weltall aus kleinen Stoff- und Gas-Theilchen zu Sonnen, die ihre Planeten von sich abstossen und in ewiger Umdrehung um sich selbst mitschleppen durch den endlosen Raum. Unser Gespräch war lebhaft und eifrig gewesen. Krüger hatte keinen Antheil daran genommen; ich hatte nicht einmal gemerkt, dass er zugehört hatte. Plötzlich fiel er mir in die Rede und sagte: »Halten Sie ein, Dr. Jorissen, wenn Sie Recht haben, dann kann ich meine Bibel wohl über Bord werfen.«

Sein klarer Blick eröffnete ihm in einem Moment die Einsicht, wo die Kluft zwischen »Alt« und »Neu« gähnte.

Natürlich hörte ich auf; ich war nicht nach Südafrika gekommen um Anderen meine Weltanschauung aufzudrängen, die in einer entgegengesetzten Weltanschauung ebenso glücklich waren, wie ich in der meinigen.

Nie hat die Ahnung von unserem tiefgehenden Unterschiede in diesem Punkte des Glaubens, Krüger in seinem Vertrauen zu mir wankend gemacht.

---

In den ersten sechs Monaten nach meiner Anstellung gewann ich sein Vertrauen und das vieler anderer vornehmer Buren. Zwischen Burgers und mir entwickelte sich ein Freundschaftsverhältniss, das uns, als der politische Horizont sich umwölkte, enger mit einander verband. Für meine Erinnerung ist und bleibt er eine der anziehendsten Persönlichkeiten, denen ich begegnet bin. Er bezauberte seine Umgebung, im Feuer seiner Begeisterung wurde er zum Seher und riss die Anderen im Strome seiner Visionen mit fort.

Er fühlte vollständig gleich mit dem grossen Schiller: »Schnell muss das Werk empfunden sein.« Für ihn war unglücklicher Weise »Empfindung« und »Vollendung« ein und dasselbe. Das »Langsam fügt sich der Stein zum Stein« hielt er für die Weisheit der Lauen und Gleichgiltigen. Er fing erst an zu leben, wenn er mit vollem Dampf arbeiten konnte, und frug dann nicht danach, ob die Sicherheitsventile in Ordnung wären. Widerstand nahm für ihn sofort die Farbe der Feindschaft und Eifersucht an. Das Gefühl, dass nicht all und jeder mit ihm mitging, dass er nicht von Sympathien getragen werde, am liebsten von einer blinden, die mit ihm ging und stand, brachte eine Lähmung über ihn, die hindernd auf seine Geisteskräfte einwirkte. Es ist, glaube ich, ungerecht, wenn man sagt, dass er seiner Zeit zu weit voraus war und darum fiel. Nach meinem Urtheil war Mangel an Zähigkeit, an Geduld, an dem, was man in Holland »koppigheid« (Hartköpfigkeit) nennt, mehr als alles Andere die Quelle seiner Enttäuschungen und seines gänzlichen Misserfolges; dasselbe, was er gewollt hat, ist seitdem zu Stande gebracht worden, aber mit echter staatsmännischer Klugheit.

Ich nähere mich nun der Tragödie unserer Geschichte, dem Untergang der ersten Republik, die von der Regierung ihrer Majestät, der Königin von Gross-Britannien und Irland feigherzig vernichtet wurde. Unterstützung, man verstehe mich recht, eine passive Unterstützung fand die britische Regierung in der traurigen Neigung der Afrikaner, England das Recht zu geben, sich in Alles einzumischen und überall in Süd-Afrika als eine Art Censor aufzutreten. Bis auf den heutigen Tag findet der Afrikaner nichts Anstössiges darin, dass England ein Land annektirt, weil dieses Land wegen einer zeitweiligen Geldverlegenheit seine Beamten nicht bezahlt. Das war einer der doppelzüngigen Vorwände, die von britischer Seite gebraucht wurden, um die Annexion von Transvaal zu beschleunigen. Die britische Herrschaft in der Kap-Kolonie hatte die Ansicht geschaffen, dass kleine unabhängige Staaten nur so lange bestehen dürfen, als sie sich gut betragen. Fehlen sie hierin, so greift infolge des »Nurrechtes« die höhere Macht ein, die hier auf Erden die weltlichen Dinge regelt und den Freipass der Selbstständigkeit ausgiebt. So erklärte einst der Lehnherr das Lehen infolge übler Aufführung als verfallen, und so gab England seinen Willen den Afrikanern zu erkennen.

In der Biographie von Sir Bartle Frère findet sich eine Mittheilung, die die traurige Neigung des Kapländers in das rechte Licht stellt, den Engländer als ein höheres Wesen zu respektiren, und sehr deutlich kommt dabei gleichzeitig zum Ausdruck, wie der Engländer den Kapländer in seiner Seele tief verachtet.

Burgers hatte kurz nach der Annexion Transvaal verlassen und liess sich in der Umgegend von Kapstadt nieder. Der Geburtstag der Königin von England stand bevor, und der Expräsident wurde von dem High Commissioner Sir Bartle Frère zur Theilnahme an dem von ihm gegebenen Balle eingeladen. Seine Excellenz befanden es für gut, darüber folgenden Bericht zu erstatten: »Herr Burgers war auf dem Balle und tanzte, als wäre er weder Expräsident, noch Exprädikant. Er ist ein merkwürdiger und sicher sehr begabter Mann, eine grosse Anziehungskraft geht von ihm aus, aber ich fühle mich in ihm getäuscht. Für mich liegt in ihm mehr von einem Charlatan als von einem Poeten, wie ich erwartet hatte.«

Sir Bartle Frère treibt offenbar seinen Spott mit diesem Tänzer, der Präsident einer selbstständigen Republik gewesen war. Er fühlt nichts davon, dass das eine Art Prostitution ist, obschon er selbst von seinem britischen Standpunkt aus es gewollt und beabsichtigt hatte.

Und wie fühlte Burgers?

Aus einem Brief von Shepstone an Sir Bartle Frère geht hervor, dass Burgers ganz und gar von der sogenannten Offenherzigkeit Sir Bartle Frère's überrumpelt worden war.

»In einem Brief vom 3. Juli 1877 erzählt Burgers, dass er auf Ihrem Ball gewesen ist und spricht mit Begeisterung von Ihrer Person. Man fühlt, sagt er, dass man einem solchen Mann vertrauen und mit ihm zusammenwirken kann\*.)«

Die beklagenswerte Zwietracht unter den Bürgern schwächte ihre Wehrkraft. Unglück hat sie Eintracht gelehrt; aber im Jahre 1877 bestand eigentlich keine transvaalische Nation, sondern eine Anzahl von holländisch sprechenden Buren, die über ein Land, so gross wie Frankreich, verstreut waren, und daneben eine englisch gesinnte Bevölkerung von Ladeninhabern und kapländischen Anwälten in den Dörfern.

Die Politik hatte sich in Stellenjägerei aufgelöst. Das war unglücklicherweise die Geschichte der letzten 20 Jahre, die der Annexion vorausgingen. Auf die unselige Zwietracht, der für kurze Zeit die kleine Republik Leidenburg ihr Entstehen verdankte, war eine Versöhnung gefolgt, infolgedessen Prätoria als der Sitz der Regierung bestimmt und ein Grundgesetz angenommen wurde. Aber wenige Jahre später brach ein neuer Zwist zwischen M. W. Pretorius und Paul Krüger aus; ein heftiger Bürgerkrieg entbrannte in den Jahren 1863—66. Man kam zu einem Vergleich, und M. W. Pretorius wurde zum Staatspräsidenten gewählt, Paul Krüger zum General-Kommandanten ernannt.

Die Nachwehen dieses Zwistes machten sich im Jahre 1877 fühlbar. Gegenüber der britischen Anmaassung war ein unbedingtes Zusammenwirken aller Transvaaler erforderlich, aber daran mangelte es. Thomas Burgers war 4 Jahre Staatspräsident gewesen, und die Zeit seiner Wiederwahl nahte heran. Damals hat es Paul Krüger für angezeigt gehalten, gegen Burgers als Kandidat für die Präsidentschaft aufzutreten, und das gerade in dem Augenblick, als Sir Theophilus Shepstone ins Land gekommen war, um die Republik zu annektieren.

Ich gebe getreu die Anschauung der gebildeten Bevölkerung in jenem Jahre wieder, wenn ich niederschreibe: Ehe wir die Kandidatur Paul Krüger's genehmigen, wollen wir lieber annektirt sein.

Die einzige Entschuldigung, die ich beibringen kann, ist der totale Mangel an Vaterlandsliebe. Vielleicht muss ich noch weiter gehen und erklären, dass im Jahre 1877 noch kein Vaterland für die Transvaaler bestand. Der Bur wohnte auf seinem Platze, frei von aller Berührung mit irgend einer Regierung, ein König auf seinem eigenen Grund und Boden.

In seiner Ruhe gestört, und gezwungen, sich mit politischen Angelegenheiten zu befassen, waren es nicht die Interessen des Landes oder

---

\*) Siehe: The Transvaal trouble how it arose, being an extract from the biography of the late Sir Bartle Frère, by John Martineau, London: John Murray, p. 5.

Staates, sondern die seiner Freunde, seiner Sippschaft oder seiner Kirche, die ihm am Herzen lagen. Erst nach und nach und sicherlich durch die Annexion, ist das Gefühl in den Buren wach geworden, dass sie Alle Bürger ein und desselben Landes seien. Das Unglück hatte sie in seine Schule genommen.

Es ist sonst unerklärbar, dass man sich mit offenen Augen von Sir Theophilus Shepstone hat überlisten lassen.

Welches waren nun im Februar 1877 und den folgenden Monaten die Führer des Volkes? Nächst dem Präsidenten Thomas Burgers bekleideten die Herren Krüger, Chr. Joubert, Isaak Holsthausen als Glieder des ausführenden Rathes die ersten Stellen. Auf derselben Linie standen hinsichtlich ihres Einflusses N. Bodenstein, der Vorsitzende des Volksraads, M. Viljoen, P. Wolmarans, M. Vorster, J. de Kock, Piet Joubert, früher stellvertretender Staatspräsident. Jeder von ihnen hat gewusst, was bevorstand, hat es aber geschehen lassen. Ich erinnere mich noch eines Wortes, das von einem der alten Trekführer am 12. April 1877, dem Tag der Annexion gesprochen wurde: »Gut, dann muss ich wieder anfangen wie in meiner Jugend; da war ich auch ein britischer Unterthan.«

---

Der grosse Held der Annexion ist Sir Theophilus Shepstone. Ich bin heute besser im Stande als vor 19 Jahren, seine Persönlichkeit zu beurtheilen. Im Lichte des brutalen Angriffes von Cecil Rhodes im Jahre 1895 auf die Unabhängigkeit Transvaals werden die dunklen Flecken von Shepstone's Handlungsweise im Juli 1877 heller und klarer. Lassen Sie mich indessen zunächst eine Skizze von diesem sehr merkwürdigen Manne entwerfen, den Herr Krüger im Jahre 1893 bei Gelegenheit der Eisenbahnfestlichkeiten in Natal »dieser alte Schelm« nannte.

Für diese wenig ehrenvolle Benennung ist ebensowohl Grund vorhanden, wie andererseits die ihm gezollte Hochschätzung gerechtfertigt ist.

Beide, Krüger und Shepstone, sind Vögel von demselben Gefieder. Sir Theophilus Shepstone war 20—30 Jahre lang in Natal Beamter gewesen und hatte daher mehr Erfahrung in der Verwaltung, mehr praktische Kenntnisse und mehr Gewandtheit erworben als Herr Krüger, der im Rustenburger Distrikt auf seinem Gute wenig mit der gebildeten Welt in Berührung gekommen war. Aber sonst war der Unterschied zwischen Beiden nicht gross. Shepstone war der Sohn eines Missionars und daher von Jugend auf im Umgange mit den Kaffern aufgewachsen und kannte viele Kaffersprachen und Kaffersitten genau. Er sprach das plattafrikanische Holländisch; in Gewohnheiten, Manieren und Sprache — abgesehen davon, dass er meist englisch sprach — konnte er als Bur gelten, und in der That war er auch einer. Jahrelang war er in Natal Chef der Ein-

geborenen-Verwaltung und wegen seiner grossen Erfahrung auf diesem Gebiet allgemein geschätzt, allerdings zugleich wegen seiner grossen Schlaueit mit Misstrauen betrachtet. In London, d. h. im Departement der Kolonien, hatte er einen Stein im Brette. Man hatte ihn im Laufe des Jahres 1876 zum Ritter gemacht, obwohl gerade wegen seiner Kaffernpolitik ernstliche Klagen eingelaufen waren.

Shepstone war geschickter als sein Beschuldiger, der edle anglikanische Bischof Colenso, und machte sich unentbehrlich; man hatte in London einen solchen Mann nöthig.

England wurde damals durch das Tory-Kabinet von Lord Beaconsfield regiert. Sein Kolonial-Minister war Lord Carnarvon, sicher ein sehr mittel-mässiger Staatsmann.

Man hatte in Canada nach zahllosen Schwierigkeiten einen Bund der verschiedenen Staaten zu Stande kommen sehen, und für das erhabene Gehirn dieses edlen Lords schien eine Nachahmung dieses Vorgehens in Südafrika wünschenswerth. Der Geschichtsschreiber Froude wurde von ihm nach der Kap-Kolonie entsandt, um in beiden Republiken für seine Bündnissidee Propaganda zu machen. In London selbst begegnete man einflussreichen Afrikanern mit ausgesuchter Zuvorkommenheit und besprach mit ihnen auf vertrauliche Weise die Pläne zur Verwirklichung des grossen Gedankens. Im Vordergrund standen unter diesen Leuten John Patterson, ein einflussreiches Mitglied des Kap-Parlamentes und gründlicher Burenhasser und Sir Th. Shepstone. Mit grosser Schlaueit machte man sich den Krieg zu Nutze, den Transvaal damals mit dem binnenländischen Kaffernhäuptling Sekukuni führte. Lord Carnarvon lauschte mit der grössten Ehrfurcht den unglaublichsten Berichten über die Grausamkeit der Buren, über ihre hoffnungslose Schwachheit und die grosse Macht des Kaffern. John Patterson versicherte, dass Sekukuni 40000 bewaffnete Leute befähige. Obendrein strömten die Interessenten in feierlichem Aufzuge ins Kolonialamt und forderten den edlen Lord rundweg auf, Transvaal zu annektiren, um den Gräueln, der unheilvollen Schwachheit und überhaupt dem ganzen »demoralisirten« Zustande Transvaals ein Ende zu machen. (Dieses Wort wurde von J. Patterson am 26. Oktober 1878 gebraucht.) Bei dieser Gelegenheit wurde eine Adresse überreicht, worin mit warmen Worten gesagt wurde: »Nur der eine Ruf erschallt aus Transvaal, dass es unverzüglich in den mächtigen Verband der britischen Besitzungen aufgenommen werde, denn die bitteren Folgen des gegenwärtigen Krieges haben dem Volke gezeigt, wie schwach und wie unsicher es ist.«

Alle vornehmen Kaufleute und Handelsfirmen, die in Südafrika zu thun hatten, hatten diese Adresse unterzeichnet.

In seiner Antwort beruhigte der Minister die tief erschütterten Gemüther des edlen Kaufmannsstandes. »Ich hoffe,« sagte er, »dass die bereits

getroffenen Maassregeln ihr Ziel nicht verfehlen werden. Ich habe für den Augenblick ein neues Regiment Soldaten hinausgesandt mit mehr als der gewöhnlichen Ausrüstung an Kriegsmaterial; aber hauptsächlich erwarte ich Alles von der Sir Theophilus Shepstone übertragenen Mission, einem Manne, zu dem ich wegen seiner grossen Lebenserfahrung, seiner sehr nachgiebigen und einschmeichelnden Art, seinem grossen Takt und der Bekanntschaft mit dem Charakter der Eingeborenen das grösste Vertrauen habe.\*)

Also Sir Theophilus Shepstone hatte eine Mission erhalten. Welche? Lord Carnarvon, begierig den Bund der südafrikanischen Kolonien und Staaten zu Stande zu bringen, war zu dem Entschluss gekommen, die Ausführung des Planes durch die Vernichtung der ihm gefahrdrohenden südafrikanischen Republik bequemer zu machen.

Der neue Ton, den das Land unter Burgers Herrschaft annahm, dazu die Eisenbahnpläne nach Lourenço Marquez, die für die Handelsinteressen von Kapland und Natal gefährlich waren, liessen es für einen Staatsmann, der Grossbritannien und Irland zu vertreten hatte, gerathen erscheinen, den selbstständigen Bestand von Transvaal zu vernichten. Was konnte angenehmer sein, als jetzt, wo ungünstige Umstände in Transvaal einen Vortheil boten, von der Gelegenheit Gebrauch zu machen, um dem an demselben zu begehenden Unrecht den Schein einer Wohlthat zu geben?

Am 6. Oktober 1876 hatte Lord Carnarvon an Sir Theophilus Shepstone den Auftrag gegeben, nach Prätoria zu gehen und die Republik zu annektiren; allerdings unter gewissen Bedingungen, über die indes der Bevollmächtigte allein zu entscheiden haben sollte. Zu derselben Zeit hatte Lord Carnarvon eine ehrenvolle Einladung an den hochgestellten, früher in Indien thätigen Beamten Sir Bartle Frère gerichtet, als High Commissioner nach der Kap-Kolonie zu gehen, zu dem Zweck, den Bund der südafrikanischen Staaten zu Stande zu bringen. Lord Carnarvon schreibt: »Der gegenwärtige Krieg zwischen den Transvaalern und den Eingeborenen hat nun bereits die Folge gehabt, dass er unsere Politik in Südafrika zur Reife bringt . . . und uns dem von mir verfolgten Ziel, der Vereinigung der südafrikanischen Kolonien und Staaten nähert.« Im offiziellen Stil an Sir Bartle Frère: Bündniss, in der geheimen Mission an Sir Theophilus Shepstone: Annexion. Dies gab später Sir Bartle Frère die Möglichkeit, sich, als ihn die Nachricht von der Annexion in Kapstadt erreichte, sehr unschuldig zu stellen und mit gemachter Entrüstung auszurufen: »Mein Himmel, was wird man darüber in England sagen!«

Der kluge Mann wusste nur allzugut, was man in England sagen würde, hatte er doch selbst etwa zwölf Tage früher an Lord Carnarvon

\*) Proceedings at a deputation of residents, merchants; to the Right Hon. the Earl of Carnarvon, Thursday 26th. Okt. 1876 (London: J. M. Bedell & Co., Printers, 1876).

geschrieben: »Es scheint mir, dass, wie die Sachen jetzt stehen, jede Kritik über das, was Shepstone im Begriffe ist zu thun, in demselben Grade unangebracht ist, wie Rathschläge an einen Mann, der das Steuer eines Bootes hält, das mitten in einem reissenden Strome dahin schießt.«

Eine bedeutsame Bildersprache! — Shepstone in einem Boot, das sicher das stille Wasser erreichen, aber vielleicht auch umschlagen und ihn, den Wagehals, der Gefahr des Ertrinkens aussetzen kann! Es ist klar, Lord Carnarvon würde Shepstone über Bord geworfen haben, wenn seine ruchlose That missglückt wäre und vielleicht einen Zusammenstoss mit den Buren herbeigeführt hätte.

Man sieht es an seiner Haltung im Parlament. Obschon die britische Flagge am 12. April gehisst worden war, konnte noch Carnarvon wegen des Mangels an telegraphischer Verbindung am 23. April im Hause der Lords sagen, dass man, was die Drohung mit der Annexion beträfe, die von dem Sonder-Kommissar gesprochenen Worte stark übertrieben habe\*).

Shepstone hat hoch gespielt und hat, glücklicher als Dr. Jameson, das Spiel gewonnen und dazu noch den Dank einer erkenntlichen Regierung eingeheimst; aber im Grunde der Sache waren Beide Strauchdiebe. Jetzt, nach 19 Jahren, im Lichte der jüngsten Streifzüge, sage ich: Wir hätten seinerzeit mehr Einsicht zeigen und einfach dem »stillen Tyrannen«\*\*) die Thür weisen sollen. Das Meisterstück Shepstones ist nicht sowohl die Gewaltthat der Annexion, als vielmehr das enorme Talent, mit dem er beinahe überall die Ueberzeugung erweckte, dass seine That ein Segen wäre, und diesmal wenigstens das »perfide Albion« keine unrechtmässige Gebietserweiterung bezweckte, sondern aus reiner Menschenliebe die undankbare Aufgabe übernehme, ein geschwächtes und demoralisirtes Volk vor dem Untergange zu bewahren.

Ich gehe so weit, hier als meine Ueberzeugung auszusprechen, dass Sir Theophilus Shepstone guten Glaubens der Ansicht gewesen ist, der Bevölkerung von Transvaal eine Wohlthat damit zu erweisen, dass er sie mit oder gegen ihren Willen unter den mächtigen Schutz Englands brächte.

Es ist mir unmöglich, nach so vielen Jahren nicht ein Wort der Werthschätzung über einen Mann auszusprechen, der jetzt vielleicht, zwanzig, dreissig Jahre später, einer der leitenden Staatsmänner von Südafrika geworden sein würde, der zu Stande gebracht haben würde, was wir Alle wünschen: ein vereinigtes Südafrika, frei von jedem europäischen Einfluss. Als Transvaaler vergebe ich ihm, was er im April 1877 gethan hat.

\*) S. Anmerkung No. 1.

\*\*) Ausdruck einer geistreichen holländischen Dame.

Ich habe die Ueberzeugung, dass er es mit uns armen Transvaalern wohl meinte, weil er einer der unsrigen war. Die britische Regierung hat ihn schlecht behandelt. Es kommt mir vor, als ob Sir Bartle Frère, aus irgend einem Grunde eifersüchtig auf ihn, das Seine dazu beigetragen hat.

Sir Theophilus Shepstone und Sir Bartle Frère, ein Afrikaner gegenüber einem Jingo!

---

Ich habe einem Gefühle der Billigkeit nach so vielen Jahren einem Manne gegenüber nachgegeben, der aus vielen Gründen unsere Achtung verdient. Aber . . . die Geschichte hat ihr Recht, und sie urtheilt endgiltig. Das Annexionsspiel hat sich in einem sehr kurzen Zeitraum abgepielt: von den ersten Tagen des Januar bis zum 12. April 1877.

Mit studirter Unhöflichkeit theilte der ausserordentliche Gesandte der britischen Regierung dem Präsidenten Burgers mit, dass er auf der Reise von Pieter Maritzburg nach Prätoria fünf und zwanzig bewaffnete Polizisten mitgenommen habe. Es hätte ihm die Zeit gefehlt, ihm davon in gehöriger Form Mittheilung zu machen. Vielleicht hatte er wohl gehofft, dass man ihn an der Grenze zurückhalten würde, was er als eine Beleidigung hätte auffassen und behandeln können. Aber überall auf seinem Wege wurde er fast festlich bewillkommnet.

In Heidelberg z. B. wurde er durch den speziellen Freund des Präsidenten Burgers, Herrn Jacob Maré, begrüsst. In Prätoria angelangt, wurden die Pferde des Wagens, worin der Staatssekretär Swart ihm entgegenfuhr, durch begeisterte Personen ausgespannt und er wie ein römischer Triumphant in die Stadt eingeholt.

In einer Zusammenkunft mit dem Präsidenten Burgers und dem Ausführenden Rath, wozu auch der Staatsprokureur eingeladen worden war, verlas Shepstone eine Art Vollmacht, die ihm Lord Carnarvon eingehändig hatte und durch welche ihm in sehr freundschaftlichen Ausdrücken aufgetragen wurde, nach Prätoria zu gehen und der Republik mit Rath und That beizustehen. Kein Wort von Annexion stand darin. Niemand konnte aus dem Inhalt oder Ton Verdacht schöpfen.

Man kam überein, dass von beiden Seiten Mitglieder einer Kommission ernannt werden sollten, um die schwebenden Angelegenheiten zu besprechen. Von Seiten der Republik traten die Herren Krüger und Jorissen, von der anderen Seite die Herren Osborne und Henderson auf (der letztere war ein Schwager von Shepstone und Banquier der Gesellschaft). Wir kamen zwei-, dreimal zusammen, aber wirkliche Unterhandlungen wurden nicht geführt. Von ihrer Seite stellten die Herren eine Anzahl von Fragen über die Kaffern, die Sicherheit der Fremden u. s. w., aber sobald sie sich anmaassten auf den Haushalt unserer Regierung einzugehen, gaben

wir ihnen deutlich zu verstehen, dass wir nicht geneigt seien, ihre ferneren Fragen zu beantworten. Damit war der Quasi-Unterhandlung ein Ende gemacht.

Präsident Burgers hatte den Volksraad zu einer aussergewöhnlichen Sitzung berufen und suchte mit der gewaltigen Kraft seiner Beredsamkeit bei demselben Verbesserungen und Reformen durchzusetzen. Es gelang ihm, die Einwilligung und Zustimmung der gesetzgebenden Versammlung, verkörpert in einem neuen Grundgesetze, zu seinen Plänen zu erhalten. Dasselbe war von mir entworfen. Ein sehr gemässigtes System ministerieller Verantwortlichkeit und ein Oberster Gerichtshof waren die praktischen Ergebnisse dieses Schrittes. Unglücklicherweise und sehr gegen die Stimme einflussreicher Bürger wurde die Präsidentenwahl, die im Februar 1877 hätte platzgreifen müssen, um ein Jahr hinausgeschoben. An sich war dieser Volksraadsbeschluss vollkommen ungesetzlich, aber in seinen Folgen erwies er sich als geradezu verhängnissvoll. Welches auch das Ergebniss der Wahl gewesen wäre, ob Burgers oder Krüger, der sich unglücklicherweise als Kandidat hatte aufstellen lassen, ernannt worden wäre, der Wiederernannte oder der Neuerwählte, würde sich stark durch die Wahl des Volkes, dem Ansturm von britischer Seite muthvoll widersetzt haben.

Der Volksraad war von Shepstones Plänen vollständig unterrichtet. Auf höchst schlichte und vertrauenerweckende Art liess Shepstone sich dahin aus, dass er am Ende zur Annexion des Landes würde schreiten müssen. Er nahm die Haltung eines wohlwollenden Freundes an und sprach offenerherzig mit allen Leuten in ihrer eigenen Sprache. Er lobte sie für die bewiesene Bereitwilligkeit, Reformen einzuführen, zeigte sich aber ungläubig gegenüber derartigen Reformen auf dem Papier. »In ihrem Lande,« sagte er, »ist keine Regierung; Jeder thut, was ihm gefällt; der Präsident findet keine Unterstützung, hochgestellte Beamte, wie beispielsweise die Landdrosten, weigern sich, seinen Befehlen Folge zu leisten, man war nicht im Stande die Kaffernbevölkerung in Unterwerfung zu halten.« Als Freund bot er Englands Unterstützung an.

Das sogenannte Kaffernargument wurde ihm indessen für den Augenblick genommen. Sekukuni, mit dem wir seit dem Juli des vorausgegangenen Jahres im Kriege waren, war durch Freiwilligen-Korps, die Burgers nach der Rückkehr des grossen Bürgerkommandos eingerichtet hatte, so in die Klemme getrieben, dass er um Frieden bat. Den Abschluss dieses Friedens hat der britische Bevollmächtigte zu vereiteln gewusst. Shepstone setzte bei unserer Regierung einen Beschluss durch, wonach eine Kommission eingesetzt wurde, die Sekukuni aufsuchen und eine Untersuchung an Ort und Stelle führen sollte. Zu Mitgliedern dieser Kommission wurden zwei Personen seines Stabes ernannt. Hiermit war thatsächlich, lange vor der Annexion, die Unabhängigkeit der Republik

aufgehoben. Was vorherzusehen war, geschah. Bei ihrer Rückkehr theilte die Kommission mit, dass Sekukuni erklärt, nicht um Frieden gebeten zu haben und nicht an Unterwerfung dächte.

Es ist nicht das erste Mal in der Geschichte der letzten fünfzig Jahre, dass England die Kaffern gegen die Buren benutzt hat.

Nebenbei bemerke ich hier, dass das Böse sich diesmal selbst bestraft hat. Der aufständische Sekukuni, der in seinem Widerstande gegen die Republik von Engländern bestärkt wurde, kümmerte sich nach der Annexion sehr wenig um die neue Ordnung der Dinge, sondern blieb auch gegenüber der britischen Herrschaft dabei, seine Forderung der Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten.

Zwei Jahre später musste der grosse Wolseley seine ganze Macht aufbieten, um den widerspenstigen Kaffern zu überwältigen, was ihm erst nach einem grausamen Blutbade mit Hilfe der Swazis glückte.

Die Sitzung des ausserordentlichen Volksraads ging zu Ende. Die Mitglieder kehrten nach Hause zurück, und Jeder von ihnen war sich dessen voll bewusst, was sein Land bedrohte. Die Volksraadsmitglieder jenes Jahres sind in voller Kenntniss der Thatsache auseinandergegangen, dass der Vertreter der britischen Regierung bereit war, als Retter aufzutreten und im Namen einer fremden Macht den Staat zu übernehmen. Mit Todesruhe vertagten sie ihre Sitzungen bis zum Mai und liessen den Präsidenten Burgers und seinen Ausführenden Rath machtlos zurück.

Lassen Sie es mich kurz machen.

Shepstone nahm den Schein an, als wolle er abreisen, liess Hab und Gut aufladen und versuchte noch eine Unterhaltung mit dem Präsidenten und dem Ausführenden Rath. In dieser Versammlung spielte er seinen höchsten Trumpf aus und nahm zunächst eine sehr drohende Haltung an. Er bezeichnete sich als einen Mann des Friedens, aber so unangenehm es ihm auch sei, erachte er es doch für seine Pflicht, die Truppen heraufkommen zu lassen, es wäre ja nirgends Sicherheit. »Und,« fügte er hinzu, »vergessen sie nicht, ich habe bis jetzt meine Hand auf Ketschwayo gehalten, aber wenn ich die zurückziehe . . .« Ich habe damals während der Versammlung diese Worte, oder vielmehr die ganze Unterhaltung, mit Bleistift aufgezeichnet. Ich lasse es dahingestellt, ob diese Drohung grossen Einfluss ausgeübt hat, aber ich konstatire die Thatsache, das Englands Vertreter sich nicht geschämt hat, Weissen mit einem Einfall der Kaffern zu drohen, für einen Südafrikaner ein Gräuel über alle Gräuel!

Bei unserer Begegnung mit Sir Bartle Frère, am 12. April 1879, von der ich weiter unten spreche, wies unser Vorsitzender, der frühere Präsident M. W. Pretorius, den High Commissioner auf diese Drohungen hin.

Dieser indessen wollte der Beschuldigung keinen Glauben schenken, und liess nach seiner Rückkehr in Prätoria ein offizielles Dementi der Behauptung des Herrn Pretorius veröffentlichen. Natürlicherweise kommen die berüchtigten Worte nicht in dem quasi-offiziellen Bericht von englischer Seite vor. Ein unverdächtiger Zeuge indessen bestätigt indirekt die Genauigkeit meiner Aufzeichnungen. Der Nataler Bischof Colenso hat mit Dokumenten nachgewiesen, dass Shepstone die Zulu-Nation aufgereizt hatte, um auf seinen ersten Befehl über die Buren herzufallen.

Unsere Feigherzigkeit im April 1877 machte dies unnöthig, aber die »himmlische Gerechtigkeit«, wovon Vondel spricht, brachte im folgenden Jahre unseren Freund, den stillen Tyrannen, in Zwist mit Ketschwayo, und der darauf folgende von Sir Bartle Frère ruchlos unternommene Krieg war die unmittelbare Folge der Vorspiegelungen, die Sir Theophilus Shepstone in seiner Lüsternheit nach dem Transvaal den Kaffern gegenüber sich erlaubt hatte.

Am 12. April 1877 hisste Shepstone die englische Flagge, zitternd und mit schlotternden Knien verlas Mr. Melmoth Osborne die Proklamation. Im Ausführenden Rath war beschlossen worden, nicht zu den Waffen zu greifen, sondern uns auf einen Protest zu beschränken. Die Biographie Sir Bartle Frère's, von einem gewissen John Martineau, enthält eine wichtige Mittheilung Shepstones. Am Tage vor der Annexion schreibt derselbe an Mr. Rob. Herbert, den Referendar oder Generalsekretär des englischen Kolonialministeriums, ungefähr das Folgende: »Es wird von der Regierung ein Protest gegen meine Annexion verlautbart werden, aber sie wird zugleich das Volk ermahnen, sich ruhig zu verhalten. Sie brauchen sich darüber nicht zu beunruhigen, es geschieht lediglich, um den Schein zu wahren . . . . Gestern war Herr Burgers bei mir; ich las ihm den Entwurf meiner Proklamation vor und er schlug mir ausser einigen redaktionellen Aenderungen auch die Anfügung einiger einleitender Worte vor. Ich habe ihm darin beigestimmt. Ferner theilte er mir mit, dass er verpflichtet sei, öffentlich gegen eine Annexion zu protestiren, wäre es auch nur, um sein Publikum zufriedenzustellen. . . . Er las mir einen Entwurf des Protestes vor und frug mich, ob ich Einwendungen dagegen zu machen hätte oder ihn zu scharf fände. Ich sagte, es schiene mir, dass ein solcher Protest geeignet sein könnte, das Volk später unter die Verpflichtung zu stellen, sich der Annexion zu widersetzen.\*)«

Es ist mir eine grosse Genugthuung, hier mit dem »stillen Tyrannen« dieselbe Ueberzeugung auszusprechen. Von seiner Seite (die Bemerkung stammt von Sir Bartle Frère), war es ein grosser Fehler, zur Ausfertigung

\*) Siehe Martineau, a. a. O. p. 19.

eines solchen Protestes seine Zustimmung zu geben, denn später hat dies zu einer ganz falschen Vorstellung von dem Verlauf der Dinge geführt.

Ja, Shepstone hat ein gewisses Vorgefühl gehabt, aber er überblickte nicht die ganze Sachlage, denn er glaubte zu der Annexion, welche seinerseits eine Gewaltthat war, die Zustimmung des Volkes der südafrikanischen Republik nicht nöthig zu haben und um dessen Protestiren sich nicht zu bekümmern zu brauchen. Seine That war einfach die Ausführung der Politik Lord Carnarvons und Sir Bartle Frère's.

Oben habe ich gesagt, dass die englische Regierung Shepstone schlecht behandelt habe. Ich wiederhole das jetzt. Sir Theophilus Shepstone war ein Mann von Charakter und von entschlossener Gesinnung. Sein Plan war — ich weiss dies aus seiner eigenen Erklärung —, die gewöhnliche jährliche Sitzung des Volksraads herankommen zu lassen, darin einfach als ausserordentlicher Präsident aufzutreten, der ganz auf dem alten Wege und mit den bestehenden Gesetzen das Land regieren würde, aber vor dem früheren Präsidenten den grossen Vortheil hatte, dass er die Bürger mit der wohlwollenden Macht Englands gegen die Kaffern und auch gegen zeitweilige Geldnoth schützen konnte.

Ich fürchte sehr, dass wir politisch verloren gewesen wären, wenn er das gethan hätte; er verstand die Buren und hätte mit ihnen zusammenwirken können.

Glücklicherweise für uns waren Lord Carnarvon und vor Allem Sir Bartle Frère nicht die Männer, um einem in ihren Augen untergeordneten Manne freie Hand zu lassen. Sie wollten eine imperialistische Politik in Südafrika einführen.

Der 12. April 1877 erinnerte an die Bestattung eines einflussreichen Mannes: die wahren Erben enterbt und die glücklichen Erben ein wenig beschämt über ihren unverdienten Besitz; die ersteren tief niedergeschlagen, die letzteren aus Bescheidenheit ihr Haus aufsuchend, um dort unter sich auf das Glück des Tages zu trinken.

So ähnlich dachte Prätoria. Es herrschte eine Todesstille. Nur die Holländer sprachen laut und heftig ihren Widerwillen aus, was einem einzigen von ihnen eine minder höfliche Vermahnung seitens der britischen Machthaber zuzog.

Die Post eilte mit der Annexions-Proklamation nach den südlichen Grenzen und ein junger Bürger, der später in unserem Freiheitskriege sich sehr hervorgethan hat (J. Schutte), übernahm es für Sir Theophilus Shepstone, das ominöse Staatsdokument in den Distrikten Wakkerstroom und Utrecht zu verbreiten und eigenhändig an Herrn P. Joubert zu übergeben. Aehnliche Dienste wurden auch von Anderen für die nördlichen und östlichen Theile des Landes angeboten und ausgeführt.

Zwischen dem 12. April 1877 und dem 8. August 1881 liegt die kurze, aber äusserst merkwürdige Geschichte dessen, was wir »unseren passiven Widerstand« nennen. Die Baken für diese drei Jahre, wenigstens vom Standpunkte dieser »Erinnerungen«, stehen fest. Zwei Mal wurde eine Deputation nach England gesandt, um gegen die Annexion der Republik zu protestiren. Das erste Mal offiziell durch die gesetzliche Regierung, das zweite Mal eigenmächtig durch das Volk. Nächst diesen oder noch mehr als diese beiden Gesandtschaften nach England traten die grossen Volksversammlungen in den Vordergrund. In dem einen und dem anderen hat sich die Geschichte Transvaals während dieser drei Jahre abgespielt.

Die erste Deputation, die aus Herrn Krüger und mir bestand, verliess Prätoria im Mai 1877, und kehrte nicht vor Dezember desselben Jahres zurück. In Lord Carnarvon, dem Kolonialminister, fanden wir einen ziemlich unbedeutenden Mann, einen Aristokraten von reinem Wasser, der mit erdrückender Freundlichkeit auf seinem Landgut »High Clere« seinem französischen Koch in der Küche die Hand drückte und seinem »bon ami« mittheilte, dass wir »seine Gäste, höchst interessante Persönlichkeiten aus Afrika«, wären. Alles an ihm zeigte, dass er wohl mit derselben herablassenden Freundlichkeit dem britischen Reich den Dienst habe erweisen wollen, als sein Kolonialminister zu fungiren.\*)

Als wir ihm zum Beispiel vorschlugen, durch eine Volksabstimmung in Transvaal feststellen zu lassen, ob wirklich, wie behauptet würde, die Bevölkerung für Annexion sei, erklärte er wie ein Professor des Staatsrechts, dass Plebiscite in die schlechte Regierungsform Napoleons passten, aber unvereinbar seien mit den rein konstitutionellen Prinzipien, die England regierten. Wir wären unsere eigenen Feinde, Kinder, die nicht wüssten, was zu ihrem Besten diene. Die neue Provinz sei nicht ein Gewinn in der Lotterie, worauf England stolz sein könnte; sie lege vielmehr auf Englands Schultern eine Last von Verantwortlichkeit, die von seiner Seite abzuweisen feige gewesen wäre.

Von Seiten der Liberalen empfangen wir nicht die geringste Unterstützung. Nur Herr L. Courtney richtete an uns ein Wort der Ermuthigung. Er ist dasselbe unabhängige Parlamentsmitglied, das auch im vorigen Jahr, im März oder April 1896, aufs Neue für uns so mannhaft Partei nahm. Es ist wahr, die Iren, wenigstens einige von ihnen, näherten sich

---

\*) In der Biographie von Sir George Grey »Das Leben und die Zeiten Sir George Greys« von William Lee Rees (Mitglied des Abgeordnetenhauses von Neuseeland) und L. Rees (London, Hutchinson & Co., 1892), II S. 479, findet man eine schwerwiegende Beschuldigung gegen die britische Politik in Südafrika und besonders gegen Lord Carnarvon. Die Geschichte wird nicht zweifeln, wer hierin Recht hat. Sir George Grey macht einen Mann, wie Carnarvon, todt!

uns. Aber ich war der Ansicht, dass diese Hilfe uns bei bei den politischen Parteien mehr schaden als nützen würde, und wies daher ihre schwache Unterstützung zurück.

Ausserdem war in ganz Europa keine Hand, die sich uns entgegenstreckte, kein Mund, der sich für uns aufthat.

Fürwahr, kein Wunder! Niemand unter dem Monde findet Unterstützung, der sich nicht selbst hilft.

---

Nach meiner Rückkehr nahm ich mein Amt als Staatsprokureur wieder auf, erbat und erhielt meine Zulassung als Advokat des »High Court« und legte als solcher den Amts-Eid ab. Dies ist indessen der einzige Eid, den ich der englischen Regierung gegenüber abgelegt habe.

Im darauf folgenden August sandte mir Sir Theophilus Shepstone die Mittheilung, dass ich mit dem ersten October 1878 als Staatsprokureur entlassen sei.

Nach so vielen Jahren fühle ich nicht mehr die Verantwortung, die mich damals beseelte. Es erscheint mir jetzt sehr verständlich, dass die britische Regierung mich nicht länger zu halten wünschte, und dass sie lieber einen getreuen und gehorsamen Unterthan die von mir bekleidete Stelle einnehmen sah. Persönlich war Sir Theophilus Shepstone mir sehr gewogen, aber er rieth mir selbst, mich bei meiner Entlassung zu beruhigen. Ganz zweifellos stand diese Entlassung im Widerspruch mit den von ihm bei der Annexion gegebenen Versprechungen; aber er bekannte offen, dass Einflüsse dabei thätig seien, vor denen auch er zurückweichen müsse.

Ich behielt mir indessen die Berufung an den High Commissioner vor. Nach der Niederlage bei Isandlawana reiste ich nach Maritzburg, wo Sir Bartle Frère sich damals aufhielt. Er empfing mich mit grosser Freundlichkeit und gab mir wenigstens die Genugthuung, dass er mich an Shepstones Nachfolger (Sir W. Owen Lanyon) für ein anderes Amt empfahl. Wirklich gelangte ein derartiges Anerbieten an mich, aber ich schlug Alles aus und begann eine selbstständige Praxis als Advokat und Prokureur.

Mein Nachfolger war Herr C. G. Maasdorp, ein Advokat aus der Kapkolonie. Er hat das Amt nur ein Jahr bekleidet. Als im Januar 1880 die Herren M. W. Pretorius und E. Bok wegen Hochverraths verfolgt wurden, wurde es ihm zu unbequem. Er wollte der britischen Regierung keine Dienste dieser Art gegen seine Landsleute leisten und nahm daher seinen Abschied.

Sein Nachfolger war ein Nataler Jurist, W. W. Morcom mit Namen. Er hat der Republik grosse Dienste geleistet. Ich darf sagen unabsichtlich. Ein junger Mann, ohne die mindeste politische Erfahrung, äusserst

geschickt, Anklageschriften aufzusetzen, und hat er mit vorbildlichem Eifer dem Administrator von Transvaal Rathschläge gegeben, welche die Verbitterung zwischen der britischen Regierung und den Bürgern fortdauernd wach erhielten. Besonders in Folge seines Einflusses nahm Lanyon eine immer feindseligere Haltung ein. Zur Zeit des Krieges wurden in Heidelberg ein Paar Briefe von Morcom aufgefangen. Er hatte darin einen vollständigen Plan entwickelt, um nach der Beendigung des Aufstandes die Aufrührer Krüger, Joubert, Jorissen, Bok u. s. w. u. s. w. vor ein besonderes Kriegsgericht zu bringen, so wie er meinte, dass man es im Jahre 1846 in Irland auch gethan habe.

Das Glück ist ihm nicht hold gewesen; es war ihm nicht vergönnt, solche irischen Kriegsgerichte in Südafrika einzuführen.

Nach dieser persönlichen Erinnerung nehme ich den Faden des Ganges der grossen Ereignisse wieder auf. Krüger's und meine Rückkehr, die wir den Protest der alten Republik nach Europa gebracht hatten, und die Fruchtlosigkeit unserer Bemühungen machten einen tiefen Eindruck. Zum ersten Male trat ein Lebenszeichen des nationalen Sinnes zu Tage. Die Strömung wandte sich, oder — wenn man lieber will — die Gezeiten wechselten. Es ist nun beinah 19 Jahre her, dass dies geschah, und noch steht mir lebendig vor dem Geiste, welcher verschiedenen Eindruck diese erste Regung zum Besseren machte. Es waren eine Menge Bürger in Prätoria angekommen, und von verschiedenen Rednern wurde laut und unverhohlen dem Abscheu der Bevölkerung gegen die Annexion Ausdruck gegeben. Es wurde von Betrug gesprochen, durch welchen die britische Regierung in London irre geführt sei. Man fasste den Beschluss (im Januar 1878), ein Komitee zu ernennen mit dem Auftrage, die Volksinteressen wahrzunehmen. Alle die später bekannt gewordenen Führer traten in den Vordergrund. Es war ein seltsames Schauspiel: Die Herren der Annexion ziemlich unbekümmert, ahnungslos, welchen Lauf die Dinge nehmen würden, andere die Achseln zuckend über das, was in ihren Augen eine Prahlerei ohne jede Bedeutung war, viele sehr erstaunt über eine Bewegung, die ihnen zwar wohlgemeint, aber sehr verspätet erschien. Mit dieser ersten Offenbarung des schlummernden, allmählich erwachenden Volksgeistes fängt die neue Epoche unserer Geschichte an.

Zwei Monate später, im April 1878, wurde die eigentliche erste Volksversammlung in Doornfontein abgehalten, einem Platze an der grossen Strasse zwischen Prätoria und Potschefstroöm. Hier empfing Gerrit Kok, einer der wärmsten Freunde des Landes und ein feuriger Verehrer von Burgers, unter den mächtigen Eichbäumen vor seinem Hause drei Tage lang gastfrei Hunderte von Bürgern.

Man hatte sich durch eine in wohlklingenden Worten abgefasste, aber inhaltlich sehr schwache Proklamation der englischen Regierung, wodurch

die Berufung dieser Versammlung und die Betheiligung an derselben als unerlaubt erklärt wurde, nicht stören lassen. In Doornfontein loderte zum ersten Male die lange glimmende Flamme empor, und von Herrn Bok, der daselbst anwesend war, erfuhr ich, dass eine wirklich ergreifende Entschlossenheit und Einstimmigkeit geherrscht habe.

Aber was war zu thun?

Mit argloser Einfalt beschloss man, von dem schlecht Unterrichteten an den besser Unterrichteten zu appelliren, eine neue Deputation nach London zu entsenden, die schwarz auf weiss durch eifrig gesammelte Unterschriften den Beweis erbringen sollte, dass das Volk in seiner grossen Mehrheit gegen die Annexion gesinnt sei.

Es ist selbstverständlich, dass, wo die Gegenpartei selbst Richter war, solch ein Beweis wenig Wirkung haben konnte, und dass die zweite Deputation noch weniger ausrichtete als ihre Vorgängerin.

Es war die Blüthezeit des Ruhmes des Tory-Kabinetts von Beaconsfield.

Von einigen Liberalen abgesehen, die in der That damals noch sehr wenig zahlreich waren, hielt jeder einzelne die Einverleibung eines neuen Theiles der Erde in das Reich der Königin Victoria nicht allein für erwünscht, sondern eigentlich sogar für einen Segen für das davon betroffene Volk. Dass sich grosser Widerstand geltend zu machen begann, war nicht zu verkennen, aber es erschien ausreichend, die Abgesandten daran zu erinnern, dass die Sache unwiderruflich entschieden und es ihre Pflicht sei, die unwissende Masse des Volkes von heillosen Schritten zurückzuhalten.

Das Jahr 1879 sah das Volk drei Mal in grosser Zahl zusammenkommen.

Obwohl bereits zwei Jahre in Südafrika, war Sir Bartle Frère erst jetzt in der Lage, unserem Lande den angekündigten Besuch abzustatten. Er wurde noch durch einige kleine Schwierigkeiten in Natal aufgehalten, war aber doch auf dem Wege. Als nun am 10. Januar 1879 in Wonderfontein, in der ersten der von mir erwähnten Versammlungen, von den Herren Krüger und Joubert über ihre verunglückte Mission nach Europa Bericht erstattet wurde, fasste das versammelte Volk den Beschluss, in Masse dem zu erwartenden hohen Vertreter Englands auf seinem Wege entgegen zu ziehen und durch eine Monstre-Demonstration ihm den Beweis zu liefern, dass es nicht gewillt sei, England unterthan zu sein.

Herr Joubert übernahm es, den zu erwartenden Gast auf beides vorzubereiten.

Ein wenig willkommener Bote mit unangenehmer Nachricht in einem sehr ungünstigen Augenblick!

Sir Bartle Frère, mit dem ich persönlich mehr als einmal gesprochen habe, gehörte zu der in England hochangesehenen Klasse von indischen

Beamten, die von Jugend an in der strammen Schule der Zucht gebildet, von Stufe zu Stufe emporklimmend, jedesmal einen Schritt höher als die Millionen sklavisch gesinnter Unterthanen stehen und, mit unbegreiflich schwerer Verantwortlichkeit belastet, tausendmal der eigenen Einsicht und dem eigenen Spürsinn überlassen werden. So werden Männer herangebildet, Autokraten bis auf die Knochen, welche den »erleuchteten Despotismus« verkörpern.

Sir Bartle Frère war ein Mann von riesiger Figur, mit feingeschnittenen Zügen und tiefliegenden Augen, äusserst gewandten Manieren und langsamer in seinen Bewegungen als die meisten Engländer; mit freundlich sanfter Stimme, die sogar etwas Schmeichelndes im Tone hatte, meist arglos und gutherzig, aber bei Widerspruch scharf, sarkastisch und hart klang. Für einen Mann von seinem Dienstalder und hohen Rang in Indien war die Bekleidung seiner gegenwärtigen Stellung beinah ein Dienst, den er seiner Regierung erwies. \*)

Seine Aufgabe war: die Verbindung der südafrikanischen Staaten unter einer Flagge, und er hatte sich vorgenommen, diese Aufgabe durchzusetzen. Wenn ein Mann von dieser Art sich dergleichen vornimmt, dann schreckt er vor nichts zurück. Bereits hatte er einen Krieg gegen die Kaffern in der Kapkolonie gewagt, und kaum in Natal gelandet, hatte er dem Zuluhäuptling Ketschwayo (von jeher der Schrecken der Kolonie) ein drohendes Ultimatum gesandt.

Als nun P. Joubert, unser Abgesandter, mit ihm in dem sehr schön gelegenen Pieter-Maritzburg zusammentraf, war gerade das erste schwere Gewitter aufs Haupt des greisen, energischen Despoten niedergegangen. Das englische Heer, das in Zululand eingerückt war, wurde nach Ablauf der in dem Ultimatum stipulirten 12 Tage, am 28. Januar 1879, bei Isandlawana von den Zulus überfallen, und mehr als 1200 Offiziere und Soldaten wurden getödtet.

Finster und düster war das Antlitz des High Commissioners, und er warf Herrn Joubert vor, dass er einen Aufruhr befördere in einem Augenblick, wo britische Truppen gegen den gemeinschaftlichen Feind stritten. Drohend fügte er hinzu: »Wenn das Volk von Transvaal sich plötzlich an einem Abgrund befinden wird, so möge es daran denken, dass ich es noch mit meinen letzten Worten gewarnt habe.«

---

Es ist ein seltsames Schauspiel in der Geschichte, das sich einige Wochen später abspielte. Im offenen Felde, von Zeit zu Zeit das Quartier

\*) Meine Auffassung wird durch den Briefwechsel bestätigt, der zwischen Lord Carnarvon und Frère im Oktober 1876 geführt wurde. (Siehe das oben angeführte Werk von Martineau, pag. 2—7 incl.).

verlegend, kamen vom 18. März bis zum 15. April 4—5000 Bürger zusammen an der grossen Strasse, die von Natal nach Prätoria führt, und auf der der hohe Gast herankommen musste. Man logirte da in den allbekannten Ochsenwagen, 8 bis 10 Mann zusammen, oder in Zelten, die zwischen zwei Wagen aufgeschlagen wurden; Dorf an Dorf, die Bürger eines Dorfes unter ihrem Feldkornet. Alle waren freiwillig gekommen auf die einfache Mittheilung hin, dass das Komitee sich dort versammele, um mit Sir Bartle Frère zusammen zu treffen. Die Versammlung hatte das Aeussere eines militärischen Lagers, und es herrschte überall Ordnung, die eben so streng befolgt wurde, wie sie gewissenhaft und sorgfältig bestimmt worden war.

Nachdem man etwa 14 Tage zusammen gewesen war, sandte mir das Komitee durch Vermittelung des Herrn Chr. Joubert eine Aufforderung, ihm mit meinem Rathe beizustehen. Ich kam derselben gerne nach, reiste mit Herrn Joubert ab, und bin seitdem der legale Rathgeber der Buren gewesen.

Von dieser Zeit an fällt meine Lebensgeschichte zusammen mit der der protestirenden und später wieder hergestellten Republik.

Vier lange Wochen wartete man auf den hohen Besucher, der offenbar zögerte. Vergebens hatte unser neuer Gouverneur, Sir Owen Lanyon, sich bemüht, die Bürger zum Auseinandergehen zu bewegen. Unruhe und Angst begannen in Prätoria zu regieren, allerlei kindische Vorsichtsmaassregeln wurden getroffen, Verschanzungen aufgeworfen, das Societätsgebäude, das Landdrostbureau und andere, selbst Privatgebäude, in Vertheidigungszustand gesetzt, Schiessscharten hergestellt, Minen gelegt, selbst Dynamit herbeigeschafft, Freicorps errichtet und geregelte Patrouillen ausgesandt, um jede Bewegung der Buren zu beobachten. Es war ein Tag der Angst und Sorge in der armen Stadt, als nach den ersten 14 Tagen das Lager der Buren — dies ist der Kunstausdruck für die im Feld stehenden Bürger — mehr als eine Stunde nordwärts und also näher an Prätoria heran verlegt wurde. In aller Eile wurden noch spät am Abend Warnungen ausgesandt. Die Stadt war in Quartiere eingetheilt, und Jedem wurde angekündigt, dass er sich auf das erste Zeichen nach dem Sammelplatze seines Quartiers zu begeben habe. In dem von mir bewohnten Theile von Prätoria war dieser Sammelplatz die Wesleyanische Kirche, was der Prediger uns selbst anzeigte.

Inzwischen war die Stimmung im Lager sehr ernst inmitten der Geschäfte und Belustigungen des Tages.

Die Besucher aus Prätoria, die in der Regel gut aufgenommen wurden, waren überrascht von dem allgemeinen Geist der Eintracht und dem deutlich ausgesprochenen Willen, dass man sich nur mit der Zurückgabe des Landes zufrieden erklären wollte. Während die Augendiener der Regierung dabei

blieben, von einer missleiteten Schaar zu sprechen, die durch einige Ehrgeizige oder Unzufriedene auf einen falschen Weg gebracht seien, verfocht die »Volksstem« mit warmen Worten und treffender Klarheit das gute Recht der Buren.

Es ist unmöglich, die grosse Bedeutung dieser Versammlung, die das gesammte Volk vertrat und vier Wochen dauerte, zu überschätzen. Hier in Kleinfontein wurde die Eintracht hergestellt und gemeinschaftliches Handeln beschlossen; die verschiedenen politischen und kirchlichen Parteien kamen zur Einsicht, dass es etwas Höheres gäbe als diesen kleinen Kreis, dass es ein Vaterland gäbe, das Alles und Alle umfasste. Gerade jetzt, vielleicht, weil man es verloren hatte, begann man es lieb zu gewinnen, und was man auch als Entschädigung anbot, welche Segnungen auch die englische Regierung in Aussicht stellte, man verlangte einfach, selbstständig zu sein und frei gelassen zu werden.

Der Einfluss der grossen Versammlung auf die Bürger, auf uns Alle, die wir Freunde der Republik waren, war entscheidend. Ich möchte geneigt sein, von einer Offenbarung in uns selbst zu sprechen, einer Vorahnung der Dinge, die da kommen sollten. Dass dies Alles auf einen Krieg hinauslaufen musste, wurde von dieser Zeit an gefühlt, eingesehen und erwartet. Aber vorerst wurde noch nicht an Gewalt gedacht und die ungestüme Lebhaftigkeit besonders der jungen Leute, die von nichts Anderem sprachen, als nach Prätoria zu ziehen, oder davon munkelten, den High Commissioner gefangen zu nehmen, wurde kräftig unterdrückt. Die weise Besonnenheit behielt die Oberhand; was die Zukunft auch in ihrem Schooss vor uns verborgen hielt, wir wollten erst alle Mittel der Versöhnung erschöpfen.

Die Zusammenkunft zu Kleinfontein war keine Versammlung von Verschwörern oder Rebellen, im Gegentheil eine öffentliche, im vollen Lichte der Sonne stattfindende Vereinigung der Bürger des Landes, die, zu der Ueberzeugung gekommen, dass sie gegen ihren Willen einer fremden Herrschaft unterworfen seien, jetzt einträchtig beschlossen, sich derselben zu entziehen, und demgemäss dem Vertreter Englands mittheilten, was ihr Wille war. Sir Bartle Frère hat wenig auf ihre Worte gehört, er kam ungerne. In sehr kurzen Tagereisen bewegte er sich auf dem Wege von Natal nach Heidelberg, beinahe kriechend. Die Buren würden vielleicht auseinandergehen, wenn er länger zögerte. In Heidelberg angekommen, theilte er dem Komitee mit, dass er keine Zeit haben würde, sich im Lager aufzuhalten, und dass er daher ohne Unterbrechung nach Prätoria reisen würde.

Darauf wurde ihm geschrieben, dass das Volk von Transvaal drei Wochen lang gewartet hätte und nun darauf rechnete, mit ihm zusammenzutreffen. Dies liess er sich gesagt sein und zog nach dem Lager, das

an der Landstrasse lag. Dort liess er seinen Wagen und sein Gepäck zurück und stieg zu Pferde, von den Hauptpersonen des Komitees, die gleichfalls zu Pferde waren, eingeholt und begrüsst.

Man durchquerte den Bach, der der südlichen Seite des Lagers als Grenze diente und ritt 20 Minuten beinahe durch das ganze Lager bis an das Zelt, wo das Komitee versammelt war. Sir Bartle Frère befand sich an der rechten Seite von M. W. Pretorius, dahinter die Herren, die den High Commissioner begleiteten und die Mitglieder des Komitees. An beiden Seiten standen dicht aneinander gedrängt in aller Ordnung und Ruhe und ohne Waffen die Buren; es herrschte Todtenstille.

Schweigend ritt die Schaar an den beiden Reihen vorüber; keine Hand bewegte sich, kein Hut wurde abgenommen, kein Zeichen des Beifalls oder Missfallens gegeben. Es herrschte Grabesstille!

Auch der High Commissioner selbst wurde steif. Erst grüsste er nach rechts und links, aber die beinahe beängstigende Stille unter so vielen tausend Menschen griff ihn an, und todtenbleich starrte er gerade vor sich hin. Es folgte eine kurze Unterredung, von ihm selbst als »kalt höflich« bezeichnet, worin eine weitere Zusammenkunft bestimmt wurde, die zwei Tage später stattfinden sollte. Dann ritt er weiter. Soweit ich mich erinnern kann, war seine einzige Bemerkung zu Herrn E. Bok, dass ihm noch niemals eine so brutale Botschaft gesandt worden sei, wie heute Morgen. Herr Bok gab ruhig zur Antwort, dass der High Commissioner sich das selbst zu verdanken habe, weil er drei, vier Wochen lang dem Volk der Republik vorgespiegelt habe, dass er kommen und seine Beschwerden anhören würde. Damit war das ganze Gespräch beendet.\*)

Am vereinbarten Tage, den 12. April 1879, dem 2. Jahrestag der Annexion, kam Sir Bartle Frère von Prätoria, von einem glänzenden Stab umringt: Sir W. Owen Lanyon, einige Beamte und eine zahlreiche bewaffnete Macht. Er begann damit, uns einzuschüchtern und nannte uns auf beleidigende Weise »Verleiter einer unwissenden Menge«, die von Freiheit sprächen und nicht wüssten, dass die Freiheit in dem Gehorsam gegen Ihre Majestät die Königin von England bestehe. Damit erreichte er nichts. Ohne uns die Mühe zu geben, uns mit ihm in einen Wortwechsel einzulassen und seine Beschuldigung zu widerlegen, war die einzige, unerschütterliche und beinahe einstimmige Antwort: »Wir wollen uns die Annexion nicht gefallen lassen. Sir Theophilus Shepstone hat die britische Regierung betrogen und zur ewigen Schande für England uns mit einem Einfall Ketschwayos bedroht.«

Unwillkürlich machten die Erklärungen des Komitees Eindruck. Wir kamen wirklich vorwärts und entlockten ihm endlich, wenn auch mit vieler

\*) Siehe Anmerkung No. 2.

Mühe, die Erklärung, dass er anerkennen müsse, sich getäuscht zu haben, und es ihm nun klar würde, dass der Widerstand gegen die Annexion allgemeiner sei als ihm versichert worden wäre, und wenn nicht von allen, so doch von den besten und achtungswerthesten Männern Transvaals ausginge.

Nach meiner Ansicht trugen wir an diesem Tage unseren ersten diplomatischen Erfolg davon.

In einer mehr freundschaftlichen Unterredung am Nachmittag schlugen wir ihm vor, dass wir in einer ausführlichen Denkschrift an die Königin von England unsere Beschwerden und Forderungen auseinandersetzen wollten und baten ihn, dieselbe zu überbringen und zusammen mit dem Bericht über das, was er gehört und gesehen habe, zu überreichen. Dies versprach er, indem er gleichzeitig offen erklärte, persönlich ein Gegner der Aufhebung der Annexion zu sein, aber nichtsdestoweniger nach London schreiben zu wollen, dass unsere Denkschrift die ernste Aufmerksamkeit der Regierung verdiene.

Ich sehe davon ab, über den Charakter und den Ton dieses Dokumentes\*) viel zu sagen, aber ich glaube mit der Behauptung Recht zu haben, dass es verdient hätte, mehr Eindruck in London zu machen, als es der Fall war, und dass die Gedanken, die das Schriftstück beseelten, eine nutzbringende, gemeinschaftliche Ueberlegung ermöglicht hätten. Mit einem Wort, wenn der Mann, der diese Denkschrift aus unseren Händen übernahm, sich in seinem erläuternden Begleitschreiben Mühe gegeben hätte, die Herren von der Regierung in London zu überzeugen, dass es sich um eine Aeusserung ernster Männer handle, die in einem ganzen Volk von Männern ihren Rückhalt hatten, mit dem man für den Hauptzweck der Konföderation sehr viel hätte erreichen können, sei es auch, dass die Form derselben einigermaassen hätte modifizirt werden müssen, dann wäre sicher der ausgebrochene Krieg vermieden worden.

Aber Herr Frère war nicht der Mann solcher Palliativmittel. Ihm genügte es, durch seine Nachgiebigkeit das Auseinandergehen der grossen Burenversammlung bewirkt zu haben. Wirklich trennte sich dieselbe am 14. oder 15. April. Es that ihm leid, dass er nicht genügende Artillerie besass, um die Bürger auseinander zu jagen — wie er mit der grössten Kaltblütigkeit an seine Minister schrieb —, und fernerhin traf er alle Maassregeln, um das Werk der Annexion zu befestigen.

Auf seinen Rath wurde der annektirten Provinz ein sehr autokratischer Regierungsplan vorgelegt. Der grosse englische General, der ihn bald ersetzte, der später bei Tell-el-Kebir so berühmt gewordene Sir Garnet Wolseley, äusserte bei seinem Besuch in unserem Land in treffender

\*) Siehe Anmerkung No. 3.

Bildersprache: »So lange die Sonne scheint, wird Transvaal britischer Besitz bleiben;« oder auch: »Eher werden die Wogen des Vaalflusses zu ihrer Quelle zurückfliessen, als dass die Buren das Land wieder regieren.« Das ist die einzige Antwort, die die britische Regierung unserer Denkschrift zu Theil werden zu lassen geruhte.

Sir Bartle Frère wetteiferte mit seinem Nachfolger in starker Sprache und zögerte nicht, einer Kommission von kapländischen Freunden von uns, die die Entwicklung der transvaalschen Angelegenheiten mit Besorgniss verfolgten und ihn baten, als Vermittler aufzutreten, die Erklärung zu geben: »dass kein Grund zu Befürchtungen in Transvaal vorliege, und im Falle der Noth die Polizei vom Militär würde abgelöst werden, bis die Ruhe hergestellt sei.«

Der letzte Monat des sehr bewegten Jahres 1879 sah zum dritten Male die Bürger des Landes versammelt, und zwar in grösserer Zahl als je vorher und in einer Gemüthsstimmung, die unbeschreiblich erregt war. Sie liess uns zusammenkommen wie zu einer Wallfahrt, und am ersten Ausspannplatz von Prätoria hörten wir, Herr Bok und ich, den dumpfen Knall der Salutschüsse, die den General Wolseley in der Hauptstadt der Republik bewillkomnten. Ihn, den siegreichen Held, der von einem glücklichen Kriege gegen Sekukuni zurückkehrte. Sekukuni war derselbe Kaffernhäuptling, für den zwei Jahre früher Sir Theophilus Shepstone Partei genommen, und den er gegen die Republik ausgespielt hatte.

In Luipaardsvlei, so hiess unser Versammlungsplatz, in demselben geschützten Bergthal, wo wir ein Jahr später bei Paardekraal zusammenkamen, wurden wir durch eine Gewehrsalve zu Ehren der Transvaal-Flagge begrüsst, der alten vierfarbigen, die zum erstenmal seit dem April 1877 wieder entfaltet worden war. Die Versammlung fiel mit dem Jahrestag des grossen Sieges über Dingaan in Natal, dem 16. Dezember 1838, zusammen, der seitdem beinahe regelmässig als allgemeiner Festtag gefeiert wurde.

Jene Erinnerungen des Tages begeisterten die versammelte Menge und in dieser Stimmung fasste sie ihre Beschlüsse. In aller Oeffentlichkeit und von Allen wurde, was bis jetzt nicht geschehen war, freiwillig die eidliche Verpflichtung übernommen, nicht zu rasten, ehe das Vaterland befreit sein würde.

Es mag hier die Einleitung des Ultimatums Platz finden, das nach Beendigung der Versammlung direkt und offiziell der britischen Regierung übersandt wurde:

»Das Volk der südafrikanischen Republik hat am Freitag, den 12. Dezember 1879, seinen Willen kund gegeben und geht jetzt dazu über, denselben durch Beschlüsse zu bekräftigen. Die Zeit der Denk-

schriften an die englische Regierung ist vorüber, auf diesem Wege ist keine Rettung möglich. Die Beamten Ihrer Majestät der Königin von England haben durch ihre unwahren und falschen Vorstellungen die Thür zu ihr im Parlament verschlossen. Dafür sind sie verantwortlich. Das Volk hat gethan was es konnte; wieder und wieder würde es gewillt sein, sich an die Königin von England zu wenden, denn das Volk glaubt, so sicher als wie die Sonne scheint, dass, sofern die Königin von England und das englische Volk wüssten, dass hier ein Volk unterdrückt wird, sie es niemals dulden würden. England ist überall ein Beschirmer der Freiheit gewesen und würde auch unsere Freiheit, die unterdrückt wird, schirmen; aber die Beamten Ihrer Majestät, die die Nothwendigkeit der Annexion zu vertheidigen fortfahren, verdecken die Wahrheit und ersticken unsere Stimme. Wir können daher nicht mehr zu England sprechen. Es ist Niemand da, der uns antwortet.«

Und auf diese Einleitung folgte eine Reihe von Beschlüssen, die 12 Monate später buchstäblich Wort für Wort ausgeführt, oder soweit die Beschlüsse und Versicherungen sich auf die Einwohner des Landes bezogen, die mehr zur englischen Seite hielten, sowohl in unserer Proklamation erneuert, als auch unserer Uebereinkunft mit Sir Evelyn Wood beim Friedensvertrage zu Grunde gelegt wurden..«

Welch ein Augenblick! . . .

Als, von einem erhöhten Platze, umringt von den Hauptpersonen, Herr W. E. Bok mit wuchtiger Bassstimme und mehr als besonderer Betonung also schloss:

»Und endlich:

»Das Volk erklärt, dass es mit Gottes Hilfe verlangt: eine kräftige Regierung, Ehrerbietung vor dem Gesetz, Entwicklung und Gedeihen des Landes, und dass es gelobt, Mann für Mann dazu mitwirken zu wollen, und die einzusetzende Regierung bis in den Tod zu vertheidigen.«

»So wahr uns Gott der Allmächtige helfe!«

Alle entblössten das Haupt, und von Reihe zu Reihe, stets tiefer aus dem Hintergrunde, aus den dicht gedrängten Schaaren heraus, ertönte es: »So wahr uns Gott der Allmächtige helfe!«

Dann brach man auf, um erst wieder zusammenzukommen zur Ausführung der gefassten Beschlüsse, der Einsetzung der Regierung und der Inangriffnahme der schweren Aufgabe, die nun folgen musste.

Offiziell wurde als der Tag der Ausführung der 6. April 1880 bestimmt; sie erfolgte indess erst 8 Monate nach diesem Datum und gerade ein Jahr nach der eben beschriebenen Versammlung.

Unsere Beschlüsse wurden direkt dem High Commissioner Wolseley mit einem Schreiben zugesandt, das, wie selbstverständlich, von dem

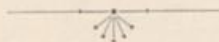
Vorsitzenden M. W. Pretorius und dem Schriftführer W. E. Bok unterzeichnet war.

Herr Wolseley antwortete auf die Kriegserklärung mit der Gefangensetzung der beiden Unterzeichner.

Dies meldete ich sogleich direkt Herrn Gladstone, der zwar augenblicklich nicht Minister war, aber in seinen Midlothianischen Reden deutlich genug zu erkennen gegeben hatte, wie er die Annexion verabscheute.

Natürlich bekam ich keine Antwort, glaube aber doch immer, dass die Einstellung der Untersuchung gegen Pretorius und Bok und das kurz darauf seitens der Regierung in Prätoria an Pretorius gerichtete Anerbieten, Mitglied des Ausführenden Rathes zu werden, einigermaassen mit meinem Telegramm in Zusammenhang steht, dass wenigstens Gladstone's Einfluss das Tory-Kabinet bewogen hat, eine sanftere und vorsichtigere Haltung uns gegenüber einzunehmen.

Mit der Verwandlung des Tory-Kabinetts in ein Ministerium Gladstone verwandelte sich auch unsere Politik.



1879 — 1881.

1870-1881

Der Fall des Tory-Kabinetts und die Wahl Gladstone's zum Premier-Minister erfüllte uns mit grosser Freude, aber wir gaben uns doch nicht der Hoffnung hin, dass seine erste That die Aufhebung der Annexion sein würde.

Es ist etwas anderes, eine politische That zu missbilligen, als eine solche, wenn sie einmal geschehen ist und Folgen gehabt hat, ungeschehen zu machen.

Vorläufig war der Gewinn für uns der, dass wir in Englands Premier-Minister einen rechtschaffenen Mann achten konnten, der, des Jingothums müde, die Prinzipien des internationalen Rechtes, durch welche auch schwächeren Völkern ihr Recht gesichert ist, zur Richtschnur seiner Handlungen machte. An uns war es, ihn zu überzeugen, dass die Aufhebung der Annexion unvermeidlich sei, vor Allem auch, wenn der Frieden in ganz Süd-Afrika erhalten werden sollte. Darauf war jetzt unser Streben gerichtet.

Sir Bartle Frère, Gouverneur und High Commissioner der Kap-Kolonie, war der ausgesprochene Feind der Republik. . . . Er war im Jahre 1876 von Lord Carnarvon überredet worden, nach Süd-Afrika zu gehen und dort dem durch Canada gegebenen Beispiele entsprechend, die südafrikanischen Staaten zu einem Bunde unter englischer Flagge zusammenzuschliessen. Lord Carnarvon hoffte, dieses Ziel auf friedlichem Wege zu erreichen, obwohl er gegen Schleichwege nichts einzuwenden hatte. Sir Bartle Frère, der alte indische Beamte, hatte in Indien andere Wege einzuschlagen gelernt und war überzeugt, durch eine vollständig unabhängige Politik schneller zum Ziel zu gelangen. Ströme von Blut, ganz abgesehen von den Verlusten der Kaffern, wurden durch ihn vergossen: In Transkei, Basutoland und besonders in Zululand, wo er am 28. Januar 1879 bei Isandlawana 1200 Offiziere und Soldaten hinschlachten sah.

Als das auf ihn gesetzte Vertrauen erschüttert war, musste er noch einen letzten Versuch wagen. Dadurch, dass er den »Bund« zu Stande brachte, konnte er Namen und Ehre wiederherstellen. Durch seinen

Minister Sprigg liess er einen Gesetzesvorschlag einbringen, der bezweckte, durch die Kap-Kolonie einen Bund der südafrikanischen Staaten begründen zu lassen, und worin die Grundlagen des zu bildenden Bundes bestimmt werden sollten. Transvaal wurde eingeladen, sich auf der Conferenz durch den Gouverneur und den Staatssekretär, beide wüthende Engländer, vertreten zu lassen. Von der eigentlichen Bevölkerung, von den Begründern der Republik, von den Buren wurde gar keine Notiz genommen.

Es war vollkommen klar, was wir zu thun hatten. In der Kap-Kolonie hatten wir warme Freunde. Das Ministerium Sprigg wurde von einer starken Opposition bekämpft, deren Führer Paul Solomon und Merriman waren. Der Gesetzesvorschlag einer Conferenz musste fallen, und zwar auf Grund des Transvaal angethanen Unrechtes. War aber erst die Seifenblase des »Bundes« geplatzt, dann würde — das war unsere Anschauung — Gladstone, frei von dem durch Sir Bartle Frère personifizirten Alp, wohl gezwungen sein, unsere rechtmässigen Forderungen zu erfüllen.

Die im Dezember 1879 angekündigte Volksversammlung vom 12. April 1880 wurde daher auf unbestimmte Zeit verschoben, und die Herren Krüger, Piet Joubert und Dr. Jorissen nach der Kap-Kolonie entsandt, um dort die Ablehnung des Gesetzentwurfes, betreffend eine Conferenz, durchzusetzen.

Aus Kapstadt sandten wir im Mai 1880 ein Schreiben an Gladstone. Der Minister antwortete sehr höflich und gab viele Versprechungen, erklärte aber dennoch, dass durch die Annexion, die er immer noch missbillige, gewisse Rechte geschaffen wären, die eine Widerrufung unmöglich machten.\*)

Die Herren Krüger und Joubert erweckten in der Kap-Kolonie stürmische Sympathien. Das Herz des Buren in den westlichen Provinzen begann warm zu schlagen, und an vielen Orten der Kolonie fassten stark besuchte Versammlungen Resolutionen, durch welche die Aufhebung der Annexion unumwunden empfohlen wurde. Eine Monstre-Petition, die von Tausenden unterzeichnet war, wurde an Ihre Majestät die Königin gesandt und forderte das gute Recht der Republik.

Die Stimmung des Volkes bemächtigte sich auch des Parlamentes, und als dann endlich der Gesetzentwurf der Conferenz zur Verhandlung kam, hielten die Mitglieder feurige Reden und griffen die imperialistische Politik der britischen Regierung mit unbarmherziger Heftigkeit an, indem sie dabei rundweg erklärten: »So wünschenswerth auch ein Bund an sich sein möge, so könne doch nicht an die Verwirklichung dieses Ideals ge-

---

\*) Dieser Brief von Gladstone ist in der »Volksstem« jenes Jahres zusammen mit einem anderen von Herrn Courtney veröffentlicht.

dacht werden, solange freie Afrikaner auf so rechtswidrige Weise behandelt würden wie in Transvaal.« Das Ministerium gab nach, und um einer offenbaren Niederlage zuvorzukommen, zog Sprigg seinen Gesetzentwurf zurück.

Das war der zweite diplomatische Erfolg, den wir erreichten, und diesmal hatten uns unsere kapländischen Freunde kräftig beigestanden, hauptsächlich die Herren Solomon, John H. Merriman und J. H. Hofmeyer.

Hiermit war der Fall Sir Bartle Frère's unvermeidlich. Selbst dem oberflächlichsten Politiker in England wurde es klar, dass die Transvaal-Frage eine »brennende Frage« war.

Herr Frère liess es nicht an Versuchen fehlen, auf den Stand der Dinge in diesem unserem Welttheil ein falsches Licht zu werfen.

Unsere Reisegesellschaft machte sich bereit, nach Transvaal zurückzukehren, als wir durch Vermittelung des Dr. J. van Oordt von den Ministern Sprigg und Upington gebeten wurden, Kapstadt nicht zu verlassen, ehe sie mit uns gesprochen hätten. Infolgedessen hatten wir eine mehrere Stunden währende Unterredung mit denselben. Die Unruhe über den Verlauf der Dinge in Transvaal legte ihnen die Frage in den Mund: »Was nun?« Da der »Bund« nicht zum Gesetz erhoben war, schien jede Beziehung zur Republik abgebrochen zu sein und das Staatsschiff ruderlos auf unruhiger See zu treiben. Was konnte die Folge davon sein?

Mit mir versicherten die Herren Krüger und Joubert, dass es nur einen ehrlichen und praktischen Ausweg gäbe: die Aufhebung der Annexion. Wir verhehlten durchaus nicht, dass, wenn dies nicht geschähe, eine Berufung an die Waffen unsererseits unvermeidlich scheinen würde. »Was kann gethan werden, um dem zuvorzukommen?« war dann die Frage.

Unsere ernste Antwort nach stundenlanger Unterredung war die folgende: »Aufhebung der bestehenden Annexion innerhalb 24 Stunden, und wir stehen mit unserem Ehrenwort als ehrliche Männer dafür ein, dass das Volk der Republik für den »Bund« zu haben sein wird.«

Wir reichten einander die Hände; sie wollten unsere Besprechung nach London telegraphiren und zweifelten nicht, dass man in England diesem Vorschlage günstig gestimmt sein und sich uns in diesem Sinne nähern würde. Wir willigten ein, noch in Kapstadt zu verbleiben, bis die erhoffte Antwort aus London einlaufe.

Die Minister hatten ohne den Wirth, in diesem Falle Sir Bartle Frère, gerechnet. Seine Excellenz war nicht in der Stadt, als wir mit seinen Ministern conferirten, sondern hier oder da — ich glaube in Paarl oder Malmesbury — um, eine Sonntagsschule oder dergleichen zu eröffnen.

Von diesem frommen Werke zurückgekehrt und von dem Geschehenen unterrichtet, begriff er, dass es seine Pflicht wäre, das friedliche Werk, das seine Minister und wir vollbracht hatten, zu zerstören. Er schrieb deshalb an Gladstone oder vielmehr an den Staatssekretär der Kolonien, dass die Zukunft des »Bundes« besser als je gesichert sei, dass zwar die aufrührerischen Reden Krüger's, Joubert's und Jorissen's viel Schaden gethan hätten, dass aber diese Herren, erschreckt über die Folgen ihrer Thorheit, zu seinen Ministern mit der unterthänigen Bitte gekommen wären, das Gethane ungeschehen zu machen; es wäre ihnen vor ihrer eigenen Popularität unter ihrem Volke bange geworden, das, wie er aus guter Quelle wisse, dem »Bunde« günstig gestimmt sei.

Diese für einen so hochgestellten Mann wie den High Commissioner, Mitglied des Privy Council Ihrer Majestät, entehrenden Lügen, verhinderten jede nähere Besprechung zwischen uns und den kapländischen Ministern; mehr als das, sie brachten das Ministerium Gladstone auf einen falschen Weg und machten den sechs Monate später ausgebrochenen Krieg unvermeidlich.

Es ruhte auf den englischen Beamten das Missgeschick der Selbsttäuschung. Als wenn sie sich insgeheim verabredet hätten, verkündete sowohl Sir W. Owen Lanyon, der Administrator von Transvaal, wie auch Sir G. Pommeroy Colley, der Gouverneur von Natal, dass der Widerstand gegen die Annexion aufhöre. Zum Beweis dafür zogen sie die That- sache an, dass die Buren jetzt ihre Abgaben regelmässiger bezahlten.

Merkwürdige Ironie des Schicksals! Gerade diese Steuerfrage brachte die Kugel ins Rollen.

Ein gewisser Bezuidenhout, ein Namensgenosse und Abkömmling des im Jahre 1817 bei Slachtersnek ermordeten Bezuidenhout, weigerte sich, seine Steuern zu bezahlen, und wurde natürlich vom Landdrosten zur Bezahlung verurtheilt. Der Gerichtsdienner belegte in Vollstreckung des Urtheils seinen Wagen und seine Ochsen mit Beschlag, brachte dieselben nach Potschefstroom und kündigte eine öffentliche Auktion an.

Am Tage des Verkaufes ritt eine stark bewaffnete Burenmacht unter Führung von P. Cronjé nach Potschefstroom hinein, umringte den Wagen, zog ohne Umstände den Beamten heraus und ritt triumphirend mit dem erbeuteten Wagen davon.

Der Würfel war gefallen. Herr Krüger beschloss, die für Januar bestimmte Versammlung einen Monat früher stattfinden zu lassen, und das Publikum wurde aufgerufen, sich am 8. Dezember in Paardekraal zu vereinigen.

Eine Proklamation der Regierung, das heisst, der englischen Regierung, warnte die versammelten Bürger vor ungesetzlichen Handlungen und verlangte die Auslieferung Cronjé's, Bezuidenhout's und Anderer, die

sich des Widerstandes gegen die öffentliche Gewalt in Potschefstroom schuldig gemacht hatten.

In der Ahnung, dass der Wendepunkt gekommen war, dass das Volk die Sache Bezuidenhout—Cronjé entweder als die seinige betrachten und selbst mit den äussersten Mitteln verfechten oder sich in allem Ernst unterwerfen müsse, verliess ich Donnerstag, den 9. Dezember 1880, mit Herrn E. Bok Prätoria auf dem Wege nach Paardekraal, um erst nach beinahe vier Monaten mit dem unterzeichneten Frieden in der Tasche und der Sicherheit der wiederhergestellten Unabhängigkeit zurückzukehren.

Freitag, den 10. Dezember, kam ich in Paardekraal an und wurde von Krüger mit den Worten empfangen: »Herr Jorissen, es ist soweit!« Und auf meine Frage legte er mir dar, dass das Volk nicht mehr zu halten sei, sondern die thatsächliche Ausführung der vorjährigen Beschlüsse, die Republik wieder herzustellen und die suspendirte Regierung wieder einzusetzen, verlange.

Wir hatten am Mittag dieses Tages eine Sitzung des vollzähligen Volkskomitees. Seit 1878, und zwar nach der Zurückkunft der zweiten Deputation aus England, war eine Zahl von 60 unter den Vormännern von Transvaal ausgewählt worden, um die Interessen des Volkes zu schützen. Sie waren aus allen Parteien ausgelesen und vertraten das gesammte Volk. Infolge ihres einträchtigen Zusammenwirkens hörte die unselige Zwietracht auf, die im Jahre 1877 eine der hauptsächlichsten Ursachen der Annexion gewesen war. Ihr Vorsitzender war der frühere Staatspräsident M. W. Pretorius. Jede Maassregel zum Besten unserer Sache wurde unter der Leitung dieses Komitees beschlossen. Für die Buren war dieses Komitee die Regierung; die Fühlung mit den britischen Regierungspersonen war gering.

Ich wohnte also am Nachmittag der Sitzung des Komitees bei und bekam sehr bald den Eindruck, dass Herr Krüger Recht hatte und das Volk die Wiederaufrichtung seiner alten Regierung verlangte. Das war nicht das lärmende Geschrei einiger Tollköpfe, sondern der wohlüberlegte und ernstliche Beschluss aller guten und vortrefflichen Führer, ihre Republik wiederzugewinnen. Auch ihrer Anzahl nach konnte man sie für eine wirkliche Vertretung der Nation ansehen. Am folgenden Morgen zählte ich 636 Wagen und Karren. Rechnet man dazu die einzelnen Personen, die einfach zu Pferde gekommen waren und deren wir ein paar Tage später mehr als 4000 zählten, so konnten wir annehmen, dass zwischen 8000 bis 10 000 bewaffnete Leute beieinander waren, in der Blüthe ihres Lebens, und Alle bereit, in dem beschlossenen Streit ihre äussersten Kräfte einzusetzen.

Der Abend neigte sich seinem Ende zu, und ein schimmernder Mondschein zog am Himmel herauf. In diesem stillen Lichte, das Alles mit

Silberschein übergoss, wandelten wir mehr als drei Stunden lang auf und nieder, wir beide allein, Krüger und ich. Kein anderes Mitglied des Komitees war gegenwärtig. Krüger war der gewiesene Führer, an den ich mich gern und mit ganzem Herzen anschliessen wollte. Aber als selbstständiger Mann! Aufrichtige Sympathie mit ihrer Sache verband mich mit den Buren, aber dieses Band war allein ein moralisches. Ich kam freiwillig nach Paardekraal, ohne die allermindeste Verpflichtung. Ich war bereit, zu helfen, konnte meine Augen aber vor den Folgen nicht verschliessen, hatte ich doch selbst einen Hausstand. Es war sehr bequem, von Krieg zu sprechen; doch wenn es Leben oder Tod gilt, wird jeder gewissenhafte Mann sorgen, dass er gehörige Sicherheitsmaassregeln trifft. Unsere Sache war gerecht, aber nur dann konnte sie siegen, wenn vom ersten Augenblick an ein guter Geist uns beherrschte. Um in dieser Hinsicht gesichert zu sein, stellte ich meine Bedingungen.

Drei, vier Stunden lang wandelten wir an jenem Freitagabend auf und ab. Ich verlangte den sofortigen Aufbruch von dem Lager zu Paardekraal, natürlich nachdem die administrativen Maassregeln ergriffen sein würden, und den Abzug nach einem festen Centralpunkte des Landes, von wo aus wir uns zu Herren des ganzen Landes machen könnten. Meiner Meinung nach kam Alles darauf an, wenn wir einmal unsere Regierung wieder herstellten, auch vom ersten Augenblick als Regierung aufzutreten; nicht hier und da in der Wildniss zu hausen, sondern uns wirklich als Herren des Landes zu zeigen.

Heidelberg war dazu der gewiesene Platz; der britischen Regierung musste es bequem gemacht werden, uns als »kriegführende Macht« anzuerkennen. Wir hatten stets und alle Zeit die Theorie festgehalten, dass wir uns nicht mit der Annexion zufrieden gegeben, sondern uns das Recht vorbehalten hatten, im gegebenen Augenblick die Herrschaft wieder an uns zu nehmen. Ein fester Punkt, ein geeignetes Centrum für die Regierung war dazu nöthig. Ebenso wie eine Blockade, die nicht durchführbar ist, weder anerkannt, noch respektirt wird, so würde auch eine Regierung nicht anerkannt werden, die sich nicht Achtung zu verschaffen wüsste.

Nach langer gemeinschaftlicher Ueberlegung trat Herr Krüger meiner Anschauung bei, wir gaben einander die Hände, und ich versprach, ihm und seinem Volke beizustehen; er nahm es auf sich, das Volk nach Heidelberg zu bringen. Ich glaube, wir haben unser Wort gegenseitig gehalten.

Vorläufig blieb der von uns Beiden gefasste Beschluss geheim.

Es waren sehr wichtige Maassnahmen zu treffen. Am folgenden Morgen kam das ganze Volk zusammen und fasste in einer öffentlichen Versammlung den Beschluss, dass das ganze Komitee abtreten und die alte

Regierung von 1877 wieder als solche fungiren solle. Auch erwählte es Herrn P. J. Joubert zum Generalkommandanten.

Das Komitee war zwar bereit, im Geiste der Volksversammlung zu handeln, hatte aber das Bedenken, diesen wichtigen Schritt allein auf Beschluss einer allgemeinen Volksversammlung zu thun. Auf seinen Vorschlag wurde beschlossen, dass das Volk der Republik sich Nachmittags in kleinen Abtheilungen versammeln solle, jeder Bürger in seiner Feldkornetschaft; da könnten dann die Beschlüsse gefasst, durch den Feldkornet schriftlich formulirt und durch jeden Bürger des betreffenden Dorfes unterzeichnet werden. So geschah es; und gegen vier Uhr Nachmittags hatten wir im Komitee die Beschlüsse dieser kleinen Versammlungen in Händen, in denen die Bürger sich schriftlich verpflichtet hatten, die Regierung bis in den Tod zu vertheidigen.

Dann sprach der alte Pretorius zu den Mitgliedern der früheren Regierung, dem Vicepräsidenten S. J. P. Krüger, Chr. Joubert und Dr. Jorissen, Mitgliedern des ausführenden Rathes, und legte ihnen die Frage vor, ob sie bereit seien, den Wunsch des Volkes zu erfüllen.

In unser Aller Namen erklärte sich Herr Krüger hierzu bereit. Darauf trat das Komitee zurück.

Von diesem Augenblick an ruhte das Schicksal der Republik und des Volkes in unserer Hand.

Der erste Schritt, den wir nunmehr thaten, war die Anstellung des Herrn W. Ed. Bok, des Sekretärs des Komitees, als stellvertretender Staatssekretär.

Noch an demselben Abend wurden die Einladungen zu einer ausserordentlichen Volksthessitzung auf Montag, den 13. Dezember, versandt.

Zwischen dem Sonnabend, an dem der erste entscheidende Schritt geschehen war, und dem darauf folgenden Montag lag der grosse Ruhetag, den die Bürger mit tiefer Ehrerbietung heilig hielten. Ich wünschte, den Stift eines Rembrandt führen zu können, um ein Bild von der bunten Menge zu geben: Greise mit Frauen und Kindern, hier und da auf einem Lagerstuhl sitzend, meist aber auf dem Boden gelagert, nach dem Abhang an der Ostseite des gegenwärtigen Denkmals in Paardekraal zu. An dem obersten Rande breitet sich eine kleine Ebene aus. Dort standen die Zelte der Führer. Von oben aus hatte man eine Aussicht, wie auf ein grosses Amphitheater. Links und rechts in unregelmässigen Reihen die Bürger, geduldig wartend oder nach der oben auf dem höchsten Punkt der kleinen Bergebene aufgerichteten Kanzel blickend; ein kleiner Tisch mit einer Bibel und darüber ein leichtes Zeltdach stellten die Kanzel dar.

Die männliche Gestalt Van Warmelo's erhob sich; Todtenstille herrschte in der Versammlung. Mit einem Gebet und einem Kirchenlied wurde sie eröffnet. Dann stand der Prediger auf und las Etwas vor. Es war eine

Aufforderung, die wir drei Monate vorher an die Prediger aller Kirchen gesandt und in der wir sie gebeten hatten, dem Volke in dem mühsamen Ringen, das ihm bevorstand, beizustehen. Van Warmelo schwenkte die gedruckte Aufforderung hin und her und rief mit starker Betonung, mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte: »Einer solchen Bitte konnte ich nicht widerstehen; Ihr habt mich gerufen, hier bin ich, ich werde mit Euch gehen und stehen!« Er war der einzige Prediger, der dem Rufe des Volkes Gehör gegeben hatte.

Dann begann er zu predigen. Ein Strom warm empfundener Gedanken, klar und mit Nachdruck vorgetragen, floss von seinen Lippen, und es gelang ihm, die Gemeinde zu einer solchen Höhe der Begeisterung und des Vertrauens zu erheben, wie es gewiss nur sehr wenigen Predigern vergönnt gewesen ist.

Die »Hage-Predigt« des 16. Jahrhunderts in Holland und die feurigen Ansprachen der Camisards sind eine Art Parallelen dazu.

Van Warmelo gebührt die Ehre, an diesem Tage, dem 12. Dezember 1880, das Volk der Republik in vollkommenem Vertrauen zur Vorsehung auf die Knie gezwungen zu haben. Er verliess Paardekraal am Nachmittag und versprach, am folgenden Donnerstag, dem Dingaanstag, zurückzukehren. Dies erschien später unnöthig; gerade an diesem Tage hielten wir unseren Einzug in Heidelberg.

Lassen Sie mich hier der Vollständigkeit wegen hinzufügen, dass später, während und nach den Gefechten an der Grenze gegen Natal, auch der Prediger Ackerman aus Wakkerstroom öffentlich auf die Seite der Buren übertrat und durch seinen seelsorgerischen Beistand manchem leidenden Schlachtopfer des Krieges die letzten Stunden erleichtert hat.

Der Volksrath trat in gehöriger Anzahl zusammen und vollendete seine Arbeit an einem Tage. Die Regierung des Landes wurde in die Hände eines Drei-Männer-Kollegiums gelegt, welches den Staats-Präsidenten vertrat; beinahe einstimmig wurden hierzu die Herren Krüger, M. Pretorius und P. Joubert erwählt.

Nach der Anordnung der nothwendigen Maassregeln, vor Allem auf finanziellem Gebiet, und nach der Ergänzung des Ausführenden Rathes durch Herrn J. Maré übertrug der Volksrath der Regierung die Aufgabe, die Interessen des Landes und die Verwaltung seiner Angelegenheiten wahrzunehmen.

Drei Stunden aber habe ich an diesem Abend darauf verwendet, um vor der Welt von unserem Auftreten, sowie von unserem guten Recht und unseren Entschlüssen Rechenschaft abzulegen. Man findet das in unserer ersten Proklamation. Ich hatte in einem kleinen Zelt mit Herrn Bok Platz genommen; gegen 9 Uhr kamen die Leiter des Ausführenden Rathes und billigten das Schriftstück.

Ein schwieriger Punkt für unsere Berathung war die Veröffentlichung dieser Proklamation. Zuletzt kamen wir zu dem Schluss, sie am folgenden Morgen unter Bedeckung einer starken Patrouille oder eines Kommandos nach Potschefstroom zu senden und sie dort drucken zu lassen. Herr J. Cronjé wurde aufgefordert, die Sache zu übernehmen.

Es ist die Aufgabe der Geschichte, darzustellen, wie diese Mission der Anlass für den Wechsel der ersten Schüsse geworden ist.

Wir brachen Dienstag Mittag von Paardekraal auf, und es war merkwürdig, zu sehen, wie ruhig und gelassen die Hunderte von Wagen, umringt von ihren berittenen Freunden, sich in Bewegung setzten, ohne dass man wusste, wohin. Donnerstag Mittag, am 16. Dezember 1880, kamen wir in Heidelberg an, besetzten die Stadt, nahmen die öffentlichen Bureaux in Besitz und theilten uns in zwei starke Lager, nördlich und südlich von der Stadt. Herr Bok und ich schlugen unser Nachtquartier im Bureau des Landdrosten auf.

Am Freitag Morgen wurden wir in der Frühe durch die Ankunft des Drei-Männer-Kollegiums und der Mitglieder des Ausführenden Rathes geweckt. Die Gesichter der Herren, besonders das des Herrn Pretorius, waren gespannt. »Schlechte Nachrichten,« sagte er, »aus Potschefstroom.«

In der That erfuhren wir bald, dass Tags zuvor die Engländer auf fünfzehn Buren, die von Cronjé zur Rekognoszirung ausgesandt waren, geschossen hatten, und damit war, ehe wir noch weitere Verhandlungen mit der Regierung in Prätoria hatten führen können, der Krieg ausgebrochen.

Es ist unnöthig, den Ernst des Augenblickes zu kennzeichnen! Merkwürdig war auch die verschiedene Haltung der Hauptpersonen! Wir hatten als ernste Männer die Sache begonnen und mussten nun auch für die Folgen stehen. Das kleine Landdrostenbureau in Heidelberg sah diesen Morgen in seinen Räumen die Herren Bok, Krüger, Chr. Joubert, J. Maré, P. Joubert und Dr. Jorissen. (Ich gebe die Namen nach der Reihenfolge der Sitzplätze an.)

Zuerst nahm P. Joubert das Wort. Sich an mich wendend, sprach er: »Wir hätten in Paardekraal bleiben müssen; ich werde unverzüglich Befehl geben, nach Paardekraal zurückzukehren.«

Jeder schwieg nach diesem Angriff. Wir sahen einander an und sagten nichts. Vielleicht mag Herr Pretorius oder Maré etwas gesagt haben, aber es war nicht von Belang. Zuletzt wandte sich Krüger an mich und frug, was ich davon dächte. Ich antwortete: »Herr Vicepräsident, Sie wissen, warum ich hierher habe gehen wollen, und ich erwarte Ihr Urtheil.«

Er machte noch eine Pause, sah mir tief in die Augen und sagte: »Nein, Herr Joubert, ich habe gewusst, warum ich hierher gegangen bin, und ich weiche nicht von hier, es sei denn, dass man mich mit Gewalt verjagt.«

Ein Gefühl der Beruhigung kam über mich. Das war wenigstens ein Mann, der, wenn er einmal einen Entschluss gefasst hatte, die Ausführung durchsetzte und sich durch nichts von seinem Wege abbringen liess.

»Was seid ihr ausgegangen zu sehen?« möchte man mit Rücksicht auf Piet Joubert geneigt sein zu fragen. »Ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird?«

Zurückkehren nach Paardekraal!

Lassen Sie mich einen Augenblick annehmen, dass man uns von Prätoria unangefochten gelassen hätte, was hätten wir im offenen Felde thun wollen? Den Herren in Prätoria hätte sicherlich nichts angenehmer sein können. Todtsicher würden sie uns den feigen Rückzug haben antreten, uns zwei bis drei Wochen schwatzen lassen, und würden uns dann plötzlich ein Ultimatum, durch eine wohlbewaffnete Militärmacht unterstützt, gesandt haben, wodurch wir zu einem hoffnungslosen Kampf oder zum »Nachhausegehen« gezwungen worden wären.

Wären wir dem Rathe Piet Jouberts gefolgt, . . . so wäre es mit dem Kriege vorbei gewesen, aber auch mit der Erfüllung unserer gerechten Forderungen.

Unsere Energie liess uns glücklicherweise ganz anders handeln. Wir sandten Hendrik Schoeman als Unterhändler mit einer Abschrift unserer ersten Proklamation, sowie einem Begleitschreiben nach Prätoria an Sir Owen Lanyon, worin in höflichem Tone die Forderungen unserer Regierung auseinandergesetzt wurden. Wir verlangten die Uebergabe der Regierung des Landes binnen zweimal 24 Stunden.

Nach zwei Seiten, ost- und südwärts, wurde ein starkes Truppenkommando ausgesandt, um der Heranziehung von Truppen aus Lijdenburg und Standerton zur Verstärkung der Besatzung in Prätoria zuzukommen. Fr. Joubert und Nicolaas Smit führten das östliche Kommando. Ihnen war der Auftrag mitgegeben, dem Führer der englischen Truppen, des 94. Regiments, zu bedeuten, dass wir, in Ungewissheit über den Erfolg unserer diplomatischen Sendung an die Regierung in Prätoria, und in Unkenntniss darüber, ob wir mit Ihrer Majestät der Königin von England im Kriege wären oder nicht, ihn höflichst ersuchten, zu bleiben, wo er wäre, mit der Versicherung, wir würden ihn nicht angreifen. In keinem Falle könnten wir ihm den Durchzug nach Prätoria gestatten. Unsere Bürger trafen bei Bronkhorstspruit auf das 94. Regiment, das vom Obersten Anstruther geführt wurde.

Es entbrannte ein Gefecht (20. Dezember 1880), und nach 20 Minuten war der Sieg auf unserer Seite. Die von Süden heranziehenden Truppen wichen einem Gefecht aus, kehrten um und suchten Zuflucht in Standerton, wo sie während des ganzen Krieges eingeschlossen blieben.

In einer Woche waren wir Herren des ganzen Landes. Kein Dorf und keine Stadt wurde von uns angegriffen; wir beschränkten uns auf ein Einschliessungssystem. Prätoria z. B. wurde so kräftig eingeschlossen, dass die Einwohner, obwohl drei Mal ein Ausfall abgeschlagen wurde, bis zum Friedensschluss (23. März 1881) nichts, absolut nichts von dem wussten, was draussen vorging, derart, dass wohl noch 4 Wochen nach dem Tode Sir G. Pommeroy Colleys auf dem Amajuba (am 27. Februar) Wetten über den Tag seiner Ankunft zur Entsetzung Prätorias eingegangen wurden. Ueberall begnügten wir uns mit der Einschliessung der geringen militärischen Streitkräfte, wie in Potschefstroom, Standerton, Rustenburg, Lijdenburg u. s. w. Die Dörfer waren meistens in der Gewalt der Bürger, und wir beschränkten uns auf eine strenge Einschliessung, führten nirgends eine angreifende Bewegung aus, sondern bewahrten die Hauptmacht der bewaffneten Bürger für die Grenze gegen Natal, den einzigen Ort, woher uns Gefahr drohte.

Ungefähr 10 Tage nach unserer Ankunft in Heidelberg ging die Hauptmacht unserer Bürger an die Grenze von Natal ab, reichlich 800 unserer besten Leute, alle zu Pferde. Dasselbst wurde der Pass von Langenek besetzt und bewacht. Drei merkwürdige Gefechte fanden hier statt: am 20. Januar bei Langenek selbst, als Colley vergebens den Durchgang zu forciren suchte; am 6. Februar am Ingogoflusse, ungefähr halbwegs zwischen dem Nek und Newcastle, wo Colley den aus Natal zurückkehrenden Kommandanten Nicolaas Smit erfolglos aufzuhalten trachtete. In heissem Kampfe, der den ganzen Tag währte, behaupteten die Buren das Schlachtfeld, und die britischen Truppen flüchteten am Abend.

Am Sonntag, den 27. Februar, wurde die heldenhafte Erstürmung des von Colley in der Nacht besetzten Amajuba-Berges ausgeführt. Der Amajuba ist ein hochaufsteigender Berggipfel, der den ganzen Nek-Pass und auch das Lager der Buren beherrschte. Der Ausgang des Kampfes ist bekannt: Die Buren vertrieben die britischen Truppen, und Colley selbst fiel.

Unserem Kommandanten standen die besten Offiziere zur Seite, Nicolaas Smit, Senegal, Roos, J. Ferreira und Andere.

In Heidelberg blieb die Central-Regierung zurück. Wir mussten Alles regeln. Die Versorgung des im Felde stehenden Heeres in materieller Hinsicht, die Anfertigung oder der Ankauf von Munition, die gleichmässige Vertheilung der Bürger, die Unterhaltung und Anknüpfung von

Beziehungen zur Aussenwelt, waren einige der hauptsächlichsten Aufgaben, die von uns wahrgenommen werden mussten.

Verbindung mit dem Auslande? Unser gewöhnlicher Verkehr mit der Welt ging durch die Kap-Kolonie. In Kapstadt landeten die Schiffe, die die europäische Post brachten; von dort wurden sie durch die Eisenbahn nach Kimberley geschafft. In Folge des ausgebrochenen Krieges stockte der Verkehr auf diesem Wege, und die quasi befreundete Regierung der Kap-Kolonie liess alle für uns bestimmten Briefe etc. in Kimberley liegen, und schlug unser Ersuchen, die Sachen über Bloemfontein zu senden, ab.

Wir haben uns das gefallen lassen müssen. Gleichwohl ist es klar, freie Republiken mit freier Kommunikation mit der Aussenwelt können in Südafrika nicht bestehen, es sei denn, dass sie vollständig unabhängig von einer Regierung sind, die von Downingstreet aus geleitet wird.

Für uns war inzwischen die muthige und praktische Unterstützung des Herrn F. Borckenhagen ein grosser Trost. Es ist hier nicht meine Absicht seine Persönlichkeit ins helle Licht zu rücken. Dies würde unbescheiden sein. Ich schreibe nur einfach aus meiner Erinnerung meine tief empfundene Ueberzeugung nieder, dass er einer der Männer war, die mit klugem Bedacht für uns den Verkehr mit der ganzen Aussenwelt offen hielten. Ich habe noch die Briefumschläge, die aus Bloemfontein mit der Bestimmung nach »Heidelberg, Transvaal« gesandt wurden, worauf die Anweisung gedruckt stand, dass die Bürger gebeten würden, einen solchen Brief kostenlos von Ort zu Ort weiter zu senden.

Und so geschah es. In 4 Tagen erreichte ein solcher Brief unser Hauptquartier in Heidelberg.

Lassen Sie es mich hier aussprechen: »Für Bok und mich waren in Heidelberg die in warmem Tone gehaltenen Briefe des Herrn Borckenhagen eine Erquickung, und die kräftige Haltung des Volksraths im Oranje-Freistaat im Februar oder März 1881 ist zum grossen Theil sein Werk. F. Borckenhagen ist ein Mann, der wegen seines Antheils an der Wiederherstellung des Rechts in einem verwandten Staate sich selbst beglückwünschen darf.

Es ist zu hoffen, dass unser Staat seine Hilfe zu schätzen wissen wird.

Die Rücksicht auf die Oeffentlichkeit veranlasste uns, eine Staatszeitung herauszugeben, die 13 Wochen lang regelmässig in Potschefstroom erschien<sup>\*)</sup>. Der Leser findet darin die ersten frischen Berichte über die verschiedenen Gefechte, sowie die Mittheilungen über die Versammlungen unserer Ereunde und Feinde in der Kap-Kolonie. Die offizielle Korrespondenz mit dem Gouverneur von Natal, die aus Anlass des gräulichen Mordes

---

<sup>\*)</sup> Von dieser Ausgabe ist in Haarlem bei der Firma Enschedé ein Neudruck erschienen.

an Kapitän Elliot gepflogen wurde, ferner auch die zweite von uns veröffentlichte Proklamation, die den Zweck hatte, gegen die Art und Weise zu protestiren, wie der Krieg von Seiten der Engländer geführt wurde. Unsere Klagen betrafen vor Allem zwei Punkte, das Bombardement einer offenen Stadt wie Potschefstroom, sowie das Schiessen auf einzelne reisende Bürger, ohne die geringste Warnung.

Die Sammlung der Nummern dieser Staatszeitung ist eine der vornehmsten Quellen für die Geschichte unseres grossen Krieges; sie enthält unter Anderem auch die »Petitie van Rechten«, ein Name, den man einer ausführlichen Darlegung gab, die so knapp und klar als möglich unsere Sache verfocht.

Der Anlass für mich, diesen Aufsatz zu schreiben, war die schwankende Haltung des Präsidenten des Oranje-Freistaates, J. Brand. Im Anfang des Krieges wollte er sich gänzlich ausserhalb des Streites halten; er ging sogar so weit, im Dezember 1880 unseren beiden Abgesandten, M. W. Pretorius und J. Hofmann, die Versicherung zu geben, dass die ausserordentliche Sitzung des Volksrathes, der im Februar zusammentrat, wenigstens nicht mit seinem Willen sich mit den transvaalischen Angelegenheiten befassen würde. Indessen war die Macht der Ereignisse zu stark; der Lauf der Dinge verlieh meiner Darlegung unwiderstehliche Kraft, und vom 20. Januar 1881, dem Datum des ersten ernstesten Gefechts an, hat Herr Brand nicht mehr gezögert. Er hat unsere Sache warm vertheidigt, und mit seiner Zustimmung fasste sein Volksrath im Februar einen wichtigen Beschluss, der uns zwar zunächst nur moralisch unterstützte, aber für die Zukunft mehr versprach.

In Heidelberg blieben wir bis Freitag, den 11. März 1881.

Am 6. März wurde zwischen den beiden Oberbefehlshabern der Armeen, P. Joubert und dem Nachfolger von Sir Colley, Sir Evelyn Wood, ein Waffenstillstand geschlossen.

Wir hatten in Heidelberg natürlich den Erfolg der militärischen Bewegungen an der Grenze von Natal abgewartet. Dabei waren wir Tag und Nacht thätig, um nach allen Seiten Verstärkungen von Mannschaften, Lebensmittel und Kriegsbedarf zu senden. Fortwährend kamen aus dem Freistaat Sendungen der so unentbehrlichen Pferde, manche als Geschenke. Tag und Nacht wurde regelmässig an der Herstellung von Patronen gearbeitet, worin die Bürger eine solche Fertigkeit erwarben, dass sie bis zu 2500 an einem Tage ablieferten. Es war am Nachmittag des 9. März. Die gewohnte Morgenthätigkeit war vorüber; Herr Krüger war nach seinem Zelte geritten, um zu Mittag zu essen. Es wird ungefähr  $\frac{1}{21}$  Uhr gewesen sein, als einer der Adjutanten des Vicepräsidenten mich mit der Mittheilung zu ihm holte, dass eine sehr wichtige Nachricht eingelaufen sei. In der That war die Nachricht von grösstem Gewicht: nicht mehr

und nicht weniger als die Nachricht von dem am Sonntag, den 6. März, zwischen dem Kommandanten P. J. Joubert und dem General Sir Evelyn Wood geschlossenen Waffenstillstand. Ich fand Herrn Krüger im Bureau des Landdrosten, unserem damaligen Regierungsbureau. Er war niedergeschlagen und bestürzt. »Das ist eine Falle,« rief er aus. Und in der That konnte der erste Eindruck nicht günstig sein. Bereits einmal hatte die englische Militärmacht uns überlistet; wenigstens schien es mir damals so, und noch jetzt habe ich keinen Grund, meine Ansicht zu ändern. Kurze Zeit nach dem Gefecht bei Schuinshoogte wurden Unterhandlungen geführt, und vom General Colley die Einstellung der Feindseligkeiten angeboten, um dem Vicepräsidenten Krüger Zeit zu geben, von Heidelberg nach dem Nek zu kommen und die Verhandlungen fortzusetzen. Der aussergewöhnlich schlechte Zustand der Wege hatte die Expedition dieses Briefes nach Heidelberg stark verzögert, und als er dort anlangte, war Krüger in Folge der ungünstigen und beunruhigenden Nachrichten über die Haltung des Kaffernhäuptlings Magato nach Rustenburg gegangen. Mit der grössten Schnelligkeit hatten wir dem Kommandanten von seiner Abwesenheit Kenntniss gegeben und ihn gebeten, den britischen Befehlshaber davon zu unterrichten und ihm die Nothwendigkeit eines längeren Aufschubs vorzustellen. Nichtsdestoweniger und obwohl von Seiten unserer Bürger nicht die geringste Feindseligkeit vorgekommen war, sondern im Gegentheil auf unserer Seite sogar die allgemeine Ueberzeugung herrschte, dass vorläufig und bis zur Ankunft des Vicepräsidenten kein fernerer Angriff zu gewärtigen sei, hatte General Colley am 27. Februar seinen muthigen, aber unbesonnenen Schlag gewagt und auf dem Amajuba dem Krieg ein plötzliches Ende zu machen versucht. Dass er dort das Ende seines Lebens fand und den Buren eine unvergängliche Ehrenkrone verschaffte, lag ausserhalb seiner Berechnung. Bei uns war der Eindruck allgemein, dass der Angriff ein Verbrechen gegen die wechselseitig getroffene Uebereinkunft der Einstellung der Feindseligkeiten war. Der Generalkommandant P. J. Joubert dachte damals nicht anders darüber. Sein Telegramm an Präsident Brand vom Datum des Schlachttages von Amajuba oder des Tages darauf beginnt er folgendermaassen: »Ihr Brief über Friedensverhandlungen wiegte mich beinahe in einen Schlaf sehr unkluger Arglosigkeit, und General Colley griff uns am Morgen an, während ich dabei war, an Sie und ihn zu schreiben.«

In dem jetzt abgeschlossenen Waffenstillstand fürchteten wir eine Wiederholung desselben Spieles zu sehen. Die Vortheile waren sämmtlich auf Seiten des Feindes. Zeit zu gewinnen war für ihn Alles, Verlängerung des ungleichen Streites für uns eine direkte Schwächung. Die von allen Seiten entbotenen britischen Truppen kamen der afrikanischen Küste jeden Tag näher. Die bereits Gelandeten rückten täglich einige 20 Meilen

dichter an unsere Grenzen, bereit, ihre ermatteten und geschwächten Kameraden zu verstärken und abzulösen. Die eng eingeschlossenen Garnisonen, die im Begriffe waren, sich zu ergeben, würden aufs Neue mit Lebensmitteln versehen und so dem ihnen drohenden Schicksal entgangen sein, während die Bürger, die sie eingeschlossen hielten, in all ihrem Elend und ihren Entbehrungen es hätten mitansehen müssen, wie der Feind verstärkt wurde.

Das waren die ersten Eindrücke, und mit Heftigkeit gab man dem Gefühl der Enttäuschung Raum. Indessen verschlossen wir uns auch anderen Erwägungen nicht. General Joubert schrieb in seinem begleitenden vertraulichen Briefe, dass sich der Fortsetzung der Feindseligkeiten viele Hindernisse entgegenstellten, da das Zusammenhalten der Bürger beim Herannahen des Winters schwerhalten werde, und dass sie sich trotz seiner wiederholten Klagen in sehr schlechter Verfassung befänden.

Gebot also die Nothwendigkeit, sich ins Unvermeidliche zu fügen, so lag in der Sache selbst doch auch Manches, was sie vortheilhaft erscheinen liess. Es war klar, dass die Uebereinkunft eine Art Anerkennung unserer Regierung in sich schloss. Und aus der Fassung sprach unwiderleglich das wiederkehrende Bestreben, Frieden zu schliessen. Wenn wir bedachten, dass der scheinbar hoffnungslose Kampf grade vor drei Monaten von uns begonnen worden war, dann hatten wir seit Paardekraal grosse Fortschritte gemacht.

Die beiden kommandirenden Generäle, Sir Evelyn Wood, wie auch P. J. Joubert, verpflichteten sich — insofern Jeder, umgeben von seinem Stabe, die Interessen seines Vaterlandes oder seines Fürsten vertrat — durch bindende Uebereinkunft. Demnach lag also keine Möglichkeit mehr vor, es sei denn durch unehrliche Ableugnung der eigenen Unterschrift, auf den zu Anfang des Krieges eingenommenen Standpunkt zurückzukehren und in den Bürgern Rebellen zu sehen. Hatte die Regierung einmal erkannt, dass wir im Widerwillen gegen die englische Annexion wiederum im Lande festen Fuss gefasst hatten, so war die Annexion im Prinzip zurückgezogen. Nichts giebt die Stimmung, die uns in Heidelberg beseelte, so treffend wieder, wie der Brief, den wir als Begleitschreiben zur Waffenstillstandsakte nach Potschefstroom richteten.\*)

Unverzüglich wurde also an die Zurüstungen zu unserer Reise nach der Grenze von Natal die letzte Hand angelegt. Infolge des in Strömen fallenden Regens erwartete uns ein mühseliger Weg. Am 14. März, Montags, um Mitternacht, lief der Waffenstillstand ab, und so sehr wir uns auch vom Donnerstag Morgen ab beeilten, so sah uns der späte Montag Abend doch noch eine Stunde vom Burenlager entfernt. Wir

\*) Siehe Anmerkung No. 4.

hatten noch in Heidelberg Aufenthalt, weil wir die Kriegsgefangenen eintreffen sehen wollten, die nach dem Gefecht am Amajuba in unsere Hände gefallen waren. Die Offiziere hatten den Wunsch geäußert, uns vorgestellt zu werden, und wir wollten uns vergewissern, dass ihnen nichts zu ihrer Bequemlichkeit mangle. Als wir uns dessen versichert hatten, ging die ziemlich starke Gesellschaft unter Führung des braven Feldkornet Andries du Preez, eines der besten und treuesten Führer seiner Bürger, der leider seitdem verstorben ist, in einem grossen Umwege nach der Grenze von Natal. Da Standerton sich in den Händen der Engländer befand, musste es umgangen werden, und der Zustand der Flüsse zwang uns, dabei einen grossen Bogen zu machen.

Am Montag, den 14. März, gelangten wir endlich in die Nähe des Lagers. Wir wurden mit der Nachricht begrüßt, dass der Waffenstillstand um vier Tage verlängert sei, und dadurch beruhigt, zogen wir am Dienstag, den 15. März, hinauf zum Nek. Rechts schloss der Amajuba mit seinem spitzigen Gipfel die Bergwand ab, die sich im Süden vor uns ausbreitete und sich auf der linken Seite jenseits des Büffelusses an die beinahe ebenso hohen Berggipfel anschloss, die sich nach Wakkerstroom und Utrecht hinziehen. Eine Bodenerhebung verdeckte noch das Lager. Als wir höher kamen, sahen wir die Wagen und Zelte in der vollen Breite der Linie am Fuss der Bergwand, in verschiedenen hell beleuchteten Gruppen, und bald waren wir von Hunderten von Reitern umringt, die den Vicepräsidenten festlich einholten. Zur Rechten, abgesondert, gerade unterhalb des Amajuba, aber auf einer besonderen Terrain-Erhebung, zog ein kleines Lager die Aufmerksamkeit auf sich: Es war das Kommando des Freistaates, wie man sagte. Es herrschte ein aussergewöhnlich reges Leben im Lager; die Zugänge auf unserer Seite waren frei und ungehindert, und überall sah man Personen durch das Lager irren, deren Treue gegenüber der Sache der Republik mindestens verdächtig war. Man sah ankommen und abziehen, Besuche abstaten und empfangen, als wäre die Bevölkerung in Folge besonderer Umstände bei einem riesigen Gastmahle. Wenig oder nichts erinnerte an Krieg. Der Anblick des Amajuba und des niedrigen, langgestreckten Bergrückens, der von seinem Fuss ab nach dem Büffeluss zu das Gesichtsfeld und die Verbindung mit der dahinterliegenden Welt abschloss, flösste uns das Gefühl ein, dass wir auf einem Punkt ständen, von dem wir wohl zurück, aber nicht ohne Gewalt, d. h. ohne Krieg vorwärts kommen konnten. Die erste Regung war, bis an das Aeusserste dieser Grenze zu gehen und von dem Bergrücken den Feind zu betrachten, der dort gegenüber, wie wir auf dieser Seite, Wache hielt. Wir stiegen zu Pferde, schlugen rechts hinauf einen Pfad ein, bogen bei dem äussersten Vorposten um, wo wir den tapferen Kommandanten Joubert auf der Wacht fanden, bereit, mit derselben Treue

wie bei Bronkhorstspruit seine Pflicht zu thun. Wir waren bald hoch genug, um links in der Ferne in südöstlicher Richtung das langgestreckte Viereck sehen zu können, das die Engländer einschloss. Der Abstand betrug in der Luftlinie  $3\frac{1}{2}$  Meilen. Unser Blick weilte in dem Bergthal; die grosse Heerstrasse verlor sich an unserer Seite hinab in die Tiefe, indem sie in weiten Windungen der Neigung des Terrains folgte und in grossen Bogen rechts von uns bis zu dem Punkte beinahe gerade vor uns hinabführte, wo ein paar Häuser in der Nähe eines in blaugrüne Tinten getauchten Gartens standen. Ungefähr in dieser Linie, aber noch etwas weiter nach hinten oder tiefer nach unten, hatten die Kanonen gestanden, die am 20. Januar Colley's ersten Angriff eröffneten und ein paar Stunden lang machtlos ihre Kugeln gegen den breiten Bergrücken hinaufsandten. Der Angriff selbst war gegen die Ecke gerichtet, die sich an unserer linken Seite bildete. Es scheint, dass man nicht beabsichtigte, den Pass in der Richtung der Landstrasse zu forciren, sondern seitwärts davon, wo man einen bequemen Zuweg um die Bergspitzen herum zu finden hoffte. Dort fiel der Oberst Deane mit dem Revolver in der Hand.

Schweigend ritten wir dorthin an der Berghalde entlang. Hier war genug zu sehen und zu hören. Umringt von denselben Leuten, die sechs Wochen vorher hier festen Fuss gefasst und mit mannhafter Tapferkeit den Angreifern ihr sicher treffendes Blei entgegengesandt hatten, wurde uns klar, wie eine so kleine Schaar von Scharfschützen einer ziemlich bedeutenden Heeresmacht hatte Stand halten können.

Man hatte sie von drei Seiten unter Feuer gehabt und nicht geschossen, bis der Feind, in dem Wahne, durch die Kannonade das Terrain gesäubert zu haben, hoch genug war, um, beinahe wehrlos, den gut gedeckten Scharfschützen ein sicheres Ziel zu bieten. Ueberall waren die Spuren des Kampfes sichtbar, leider auch die beinahe unbestatteten Leichen der englischen Soldaten, zerbrochene Feldflaschen, leere Patronenhülsen, Kleidungsstücke, Splitter geplatzter Bomben etc. Der ganze Kampf wurde uns von Anfang bis zu Ende anschaulich geschildert. Es wurden uns die Stellen gezeigt, wo die Bomben und die elenden Feuer-Pfeile, die nach allgemeinem Glauben einen betäubenden, fast vergiftenden Rauch hinterlassen, niedergefallen waren. Unsere Führer waren wegen des Gebrauchs dieser Höllenmaschinen sehr erbittert gegen die Engländer. Davon abgesehen, herrschte ein bedächtiger, ernster Geist; wo und mit wem man auch sprach, Jeder brachte in dem warmen Tone seiner religiösen Ueberzeugung für den errungenen Triumph Gott seinen Dank dar. Prahlerei hörte man nirgends. Erst später, viele Monate später, und dann auch zunächst aus dem Munde von Leuten, die keinen Fuss auf den Nek gesetzt hatten, oder noch schlimmer, die in der alten Kolonie als treue britische Unterthanen sich ruhig und in sicherer Entfernung gehalten

hatten und erst, als der Bär geschossen war, gekommen waren, um das Fell zu theilen, erst da hörte man die Prahlerei des Afrikaners, dass er England besiegt habe und leichtlich wieder besiegen würde.

Jetzt dagegen herrschte Bescheidenheit und Ernst, obwohl man hoffte, das Ziel erreicht zu haben. Niemand wusste, was die Zukunft bringen würde, und dem morgenden Tage, an dem die Entscheidung fallen sollte, wurde mit Besorgniss entgegengesehen. Sir Evelyn Wood war von unserer Ankunft benachrichtigt, unaufhörlich ritten die Estafetten hin und her, um den Ort der Zusammenkunft für den folgenden Tag zu bestimmen. Unser Feind wollte den höflichen Wirth spielen und lud uns ein, in dem am Fusse des Amajuba gelegenen Gehöfte M. O'Neil's zusammenzukommen. Wir unsererseits waren der Ansicht, dass die Zeit für eine so grosse Vertraulichkeit noch nicht gekommen sei, und gaben dem Zusammentreffen auf einem etwa halbwegs zwischen den beiden Lagern belegenen Platze den Vorzug, wo jeder von uns die nöthigen Zelte, Stühle u. s. w. mitbringen lassen würde, um auf eigenem Terrain zu bleiben. Auch kleine Buren-Republiken, selbst wenn sie gewissermaassen im Aufstande sind, haben ihre Würde zu behaupten. Ferner wurde genau bestimmt, wie viel Bewaffnete Jeder in seiner Begleitung mit sich führen sollte.

Alles war also gehörig vorbereitet. Der englische Kommandant war sogar so höflich, uns am Dienstag die beiden letzten, von England erhaltenen Telegramme zuzusenden, worin seine Regierung den Standpunkt für die zu führenden Verhandlungen bestimmt hatte. In dem ersten vom 8. März wurde eine vollständige und unbedingte Amnestie für alle Führer der Bewegung zugesichert und die Bereitwilligkeit ausgesprochen, mit allen Personen Unterhandlungen zu eröffnen, vorausgesetzt, dass sie wirklich und in gesetzlicher Form die Buren verträten und gehörig bevollmächtigt wären, um Verbindlichkeiten einzugehen.

Als der nächste Schritt dazu wurde mitgetheilt, dass die englische Regierung eine Kommission ernennen wolle, um Alles zu untersuchen, eine Kommission, mit welcher die von den Buren bezeichneten Persönlichkeiten freundschaftlich würden in Verbindung treten können.

Das Telegramm vom 12. März ging weiter in die Details und machte die drei Mitglieder der Königlichen Kommission namhaft. Man stellte einfach die Bedingung, dass die Buren den bewaffneten Widerstand aufgeben und thatsächlich auseinander gehen sollten. Der Königlichen Kommission, an welcher Präsident Brand eingeladen war theilzunehmen, wollte man die Ermächtigung geben, zu erwägen: »Verleihung der Selbstregierung innerhalb bestimmter territorialer Grenzen unter britischer Oberhoheit und einem britischen Residenten in Prätoria, unter Garantien zum Schutz der Interessen der Eingeborenen und zur Regelung der Grenz-

verhältnisse, während die Aufsicht über die Beziehungen der Republik zu fremden Mächten vorbehalten wurde.« Im Ganzen machten diese Berichte einen erfreulichen Eindruck.

Dankbar, aber dennoch bereit, mit Nachdruck dafür zu sorgen, dass das Hauptziel unseres Streites erreicht werde, stiegen wir am Mittwoch gegen 8 Uhr zu Pferde, passirten die einfachen, aber zweckmässigen Befestigungen, ritten über den berühmten Nek, der seit so vielen Wochen für den Verkehr geschlossen war, und verfolgten den nach unten führenden Zickzackweg. Wer waren die Vertreter der Buren?

Zunächst die drei Bürger, die in Paardekraal als Mitglieder des Drei-Männer-Kollegiums erwählt worden waren, nämlich: S. J. P. Krüger, M. W. Pretorius und P. Joubert, ferner drei Mitglieder des Ausführenden Rathes: Chr. Joubert, J. P. Jorissen und J. Maré.

Ein Paar Meilen weiter standen die beiden Zelte, über denen die Flaggen Englands und der Republik flatterten. Die englischen Offiziere, General Sir Evelyn Wood und sein Stab, Oberst R. Buller und die Majors Clarke und Fraser, empfingen uns höflich. Wood war eine lebendige, bewegliche und lebhaft Persönlichkeit. Ich hatte ihn ein Jahr zuvor in Kapstadt gesehen, als er die Kaiserin-Wittve auf ihrem traurigen Zug nach Zululand begleitete. In der That, Wood hatte etwas Höfisches an sich und dabei doch etwas Gehaltenes, als ob er eine Rolle spielte. Höflich und zuvorkommend, so dass er sozusagen seiner Gegenpartei das Herz stahl, fiel er dennoch manchmal aus der Rolle und konnte äusserst grob werden. Er konnte einen allein in eine Ecke des Zimmers ziehen, als ob er sein ganzes Herz ausschütten und einen ins Vertrauen ziehen wollte und einem Tags darauf mit glattem Gesicht einen Brief voll versteckten Schimpfes, und zwar über dieselbe Angelegenheit, senden.

Mit quecksilberartiger Beweglichkeit sah man ihn in unserem Versammlungssaal zu Prätoria zum offenen Fenster herein- und hinauspringen; er reiste in anderthalb Tagen nach Rustenburg und zurück und stand gerade und unbeweglich bei der Unterzeichnung der Konvention am 6. August, den Rücken den Gesandten Transvaals zugewendet, der Einzige, der ihnen keinen Abschiedsgruss bot.

Sein Freund, Oberst Buller, war eine ganz andere Persönlichkeit: höflich wie ein gebildeter Mann, aber ohne jede Vertraulichkeit; auch gab er sich nicht die geringste Mühe, sein Missvergnügen über den Gang der Dinge oder seine Geringschätzung des Feindes zu verbergen. Während Wood mit Joubert scherzte, als ob sie zusammen ihre Erziehung im Dienst genossen hätten und Beide Männer vom Fach wären, erzählte Buller ihm, dass, sowie der Waffenstillstand abgelaufen wäre, er sogleich den Nek angreifen würde, »und,« so fuhr er fort und zeigte auf seine Brust, wo neun Bändchen ebenso viele Orden andeuteten, »wenn ich nicht falle,

werde ich Sie besiegen und decimiren.« Alles, was er damit erreichte, war eine scharfe Antwort von Joubert: »Sehen Sie, General, das ist eben gerade der Unterschied zwischen Ihnen und uns; Sie fechten für die Ehre, wir für unser Recht.« Oberst Buller sass dabei mit einem ernstem Zuge in seinem breiten und dennoch feingeschnittenen Gesicht.

Einmal, es war gerade am ersten Tag unserer Zusammenkunft, redete Wood ihn französisch an: Er könne nur nicht begreifen, dass wir mit unbeugsamer Entschlossenheit uns von Anfang an als eine der kriegführenden Parteien mit ihm, dem Vertreter Englands, auf gleiche Linie zu stellen trachteten. Oberst Buller antwortete nur, dass er niemals etwas Anderes von uns (*ces gaillards*) erwartet habe.

Ich bin fest überzeugt, dass Oberst Buller das Werk der Versöhnung und die Herbeiführung des Friedens offen, ehrlich und brutal vereitelt haben würde.

General Sir Evelyn Wood spielte ein Spiel ganz anderer und gefährlicherer Art.

Darauf konferirten wir von 10 Uhr Vormittags bis ungefähr 6 Uhr Abends. An diesem Tage bereiteten uns die Gegenstände der Verhandlungen keine grossen Schwierigkeiten. Es war viel mehr ein Scharmützel als ein Waffengang; als ob ihm Alles interessant und neu wäre, frug Sir Evelyn Wood uns mit gleichgiltigem Gesicht, was wir eigentlich zu sagen hätten. Er hätte, meinte er, mit Joubert schon so viel gesprochen und beinahe allein das Wort gehabt, dass nun an uns die Reihe wäre. Der Standpunkt, den wir einzunehmen suchten, so führten wir aus, wäre der, dass wir gekommen wären, Frieden zu schliessen, und, unsererseits zu grossen Opfern bereit, wie wir dem General Colley schon in einem früheren Schreiben mitgetheilt hätten, wären wir der Ansicht, dass der Friede nun geschlossen werden solle. Von der anderen Seite hielt man an der Idee fest, dass wir, da wir selbst einmal um eine königliche Kommission gebeten hätten, uns nun mit Englands Angebot zufrieden geben und ruhig auseinandergehen müssten, indem wir alles Uebrige der Kommission überliessen.

Davon konnte natürlich keine Rede sein. Allerdings hatte Krüger in dem Schreiben an den General Colley vom 12. Februar sich derartig geäussert: »Wir sind so sehr von unserem guten Recht überzeugt, dass wir die Untersuchung einer königlichen Kommission, die uns in unsere Rechte wieder einsetzen würde, nicht fürchten würden.« Aber als der genannte General durch ein Schreiben vom 21. Februar darauf antwortete, dass er ermächtigt sei, mitzutheilen, dass die Regierung eine Kommission mit ausgedehnter Vollmacht ernennen wolle, hatte der inzwischen nach Heidelberg zurückgekehrte Vicepräsident dem General am 28. Februar (am

Tage nach dem Amajuba-Gefecht) offiziell im Namen der Regierung folgenden Vorschlag gesandt: »Dass von beiden Seiten Kommissare mit gehöriger und genügender Vollmacht ernannt werden sollten, um die Grundlinien für einen ehrenvollen Frieden festzulegen und zu unterzeichnen.« Wir blieben daher bei unserer Forderung stehen, dass, da es in der That unmöglich war, Frieden zu schliessen und die englische Regierung die Idee einer Kommission festhielt, dann wenigstens von beiden Seiten Delegirte für die Kommission ernannt werden sollten.

Das Auseinandergehen oder Zusammenbleiben der bewaffneten Bürger stand für uns in untrennbarem Zusammenhang mit der Anwesenheit oder Nichtanwesenheit der englischen Militärmacht in der Republik.

Lange hielten wir an der Forderung fest, dass die englischen Garnisonen sofort zurückgezogen werden sollten, wenigstens insoweit, dass nur hie und da eine kleine Besatzung als Vertreterin der britischen Macht bis nach Ablauf der Thätigkeit der königlichen Kommission zurückbliebe. Auch durfte kein Zweifel daran sein, dass wir unsererseits uns nicht mit einem Mal der Bewaffnung entschlagen konnten, sowohl um die Ruhe aufrecht zu erhalten, als auch um unsere Regierung zu schützen. Während die Kommission bei einander wäre, würden wir stets eine gewisse, wenn auch nicht grosse bewaffnete Macht bereit halten müssen.

Die Souveränität forderte eine Definition. Klügere Köpfe als die unserigen haben sich damit Mühe gegeben und thöricht geurtheilt. Es scheint mir, dass wir nicht allzu schlecht berathen waren, als wir mit allseitiger Zustimmung den Begriff folgendermassen bestimmten: »S. bezeichnet: dass das Land vollkommene Selbstverwaltung in Bezug auf seine eigenen inländischen Angelegenheiten besitzt, aber dass es keine Aktion gegen oder mit einer ausländischen Macht ohne Erlaubniss des Souverains unternehmen kann.«

Die englischen Offiziere wussten als weitgereiste Leute ausserdem etwas davon, dass Egypten in einer Art von Souveränitäts-Verband zur Türkei stände und wiesen auf dies Verhältniss als eine deutliche Illustration hin.

Ich erachtete es für unnöthig, Bedenken hiergegen auszusprechen.

Zwei Dinge waren uns sehr bald klar geworden:

Einmal, dass auf Seiten Englands die aufrichtige Bereitwilligkeit, Frieden zu schliessen, vorlag, aber ferner auch, dass man sich so wenig wie möglich binden und, so weit thunlich, Alles der endgiltigen Entscheidung der Kommission vorbehalten wollte. Für England war es offenbar eine Ehrensache. Der Friede und unsere Volksexistenz musste vor allen Dingen Sache der freien Entschliessung dieser grossen Macht bleiben, dem von uns begangenen Unrecht sah man durch die Finger und erliess volle Amnestie. Es wurde Alles in unsere Hand gelegt. Als noch am

Nachmittag unsere Unterhandlungen abflauten und General Wood nach einem vergeblichen Versuch, in geheimem Gespräch Krüger und Joubert zur Aufgabe der Forderung der Zurückziehung der Truppen aus Transvaal zu bewegen, zuletzt sich anschickte, das Ergebniss unserer stundenlangen Unterredung Lord Kimberley, dem damaligen Staatssekretär der Kolonien telegraphisch mitzutheilen, waren die Engländer selbst von dem Erfolg nicht befriedigt. Beim Anbruch des Abends hatten wir sämmtlich das Zelt verlassen und gingen in mehr freundschaftlichem Geplauder, sämmtlich rauchend, auf und ab, während Major Fraser das Telegramm aufsetzte\*).

General Wood las und erwog dasselbe mit dem Oberst Buller und rief uns dann aufs Neue zusammen. »Das ist kein Friede, meine Herren, ich weiss es, das können wir nicht zugestehen. Lassen Sie uns daher, statt die Zurückziehung der Truppen zur Bedingung zu stellen, die hoffnungsvolle Erwartung aussprechen, dass England seine Besatzungen zurückziehen werde.«

Darnach wurde beschlossen. In diesem Sinne wurde ein neues Telegramm, das zugleich auch ausführlicher und deutlicher war, aufgesetzt und abgesandt.

Was hatten wir nun eigentlich gethan? Einander hin und her den Puls gefühlt, ohne irgend eine Verbindlichkeit einzugehen. Ein vorläufiger Gedankenaustausch ist in der That bei allen Verhandlungen zwischen kriegführenden Parteien nothwendig, und insofern war nichts damit verloren, dass wir uns an diesem Tage trennten, ohne ein Protokoll über das Geschehene aufzunehmen. Jeder von uns hatte das Gesprochene aufzeichnen lassen. Die von uns später im Staatscourant veröffentlichten Aufzeichnungen sind nicht allein dem Inhalt nach, sondern auch in der Darstellung reichhaltiger. Die einzelnen Redner treten mehr in den Vordergrund, während in der englischen Redaktion eine neutrale Färbung vorherrscht, da hier allein die Herren Wood und Krüger als Redner aufgeführt werden. Wir hatten indessen nichts beschlossen, und in den Augen unserer Gegenpartei schien das Telegramm an Lord Kimberley nicht mehr als ein von Wood an seinen Chef gesandter Dienstbericht zu sein, für den wir nur hinsichtlich seiner Genauigkeit verantwortlich wären, so dass, als wir um eine Abschrift baten, uns dieselbe verweigert wurde. »Ich habe,« sagte Wood, »Ihnen das Telegramm vorlesen lassen, aber nur aus Höflichkeit; das Telegramm ist in der That nichts Anderes, als

\*) Dieser Entwurf lautete wie folgt: Die »Führer« machten das Zurückziehen ihrer militärischen Positionen — unter Vorbehalt, einen Theil der Truppen, der zur Handhabung ihrer Regierung genüge, beisammenzuhalten — abhängig von einer Vertretung ihrerseits (2 von 5) in der Königl. Kommission und ferner von dem sofortigen Befehl, die Truppen mit Ausnahme von repräsentativen Garnisonen zurückzuziehen.

eine Nachricht von Sir Evelyn Wood an Lord Kimberley, und Sie haben eigentlich kein Recht, darum zu bitten.« Indessen war er höflicher als seine Worte und sandte uns später doch eine Abschrift.

Gegen 8 Uhr Abends brachen wir auf, nachdem wir verabredet hatten, aufs Neue zusammenkommen zu wollen, sobald die Antwort aus England eingegangen sein würde, was vermuthlich am Donnerstag, sicherlich aber vor Freitag Abend, wo der Waffenstillstand ablief, geschehen würde. Wir ritten beinahe zu gleicher Zeit davon. Meist schweigend zogen wir auf dem gewundenen Pfade zum Nek hinauf. Ueber Wood's einnehmende Persönlichkeit war nur eine Stimme; ihm schien es Ernst damit zu sein, Frieden zu schliessen. Aber im Uebrigen waren wir in keiner Beziehung sicher, und Jeder fühlte den Ernst des Augenblicks. Auf der anderen Seite dachte man darüber ebenso. Sir Evelyn Wood sagte rund heraus: »Wir sind dem Frieden nicht näher als gestern oder vorgestern, die Buren fordern zu viel, sie müssen ihren Ton mässigen, sonst müssen die Unterhandlungen abgebrochen werden«<sup>\*)</sup>.

Während der Telegraph das englische Kabinet mit uns in Verbindung brachte, sahen beide Parteien sehnsüchtig der Ankunft des Präsidenten Brand entgegen. War er doch seit Wochen eifrig bemüht, als Vermittler aufzutreten; er hatte sich auf die Nachricht von dem Abschluss eines Waffenstillstandes sogleich nach Newcastle auf den Weg gemacht. Die schlechten Wege hielten ihn auf und hinderten ihn, das fehlende Gewicht in die Waagschaale zu werfen. Dieses Gewicht war in der That gross, sowohl wegen seiner Persönlichkeit, als auch wegen seiner Stellung. Jan Brand hatte das ungewöhnliche und beinahe ungestörte Glück, dank seines hervorragenden Taktes während der ganzen Jahre seiner Herrschaft im Freistaat seinen Einfluss aufrecht zu erhalten, und hatte dadurch seinem Staat und sich selbst einen Ruf geschaffen, der in Süd-Afrika einzig dasteht. Er hat den edlen Ehrgeiz gehabt, seinen Staat soviel als möglich vor Widerwärtigkeiten zu bewahren und eine ruhige und solide Entwicklung zu befördern. Die Umstände sind ihm dabei günstig gewesen. Die Entdeckung der Diamantfelder auf dem Gebiete des Freistaates verschaffte ihm die Möglichkeit, zwischen gewissen materiellen Vortheilen, die mit der Entwicklung der Minen und dem dadurch verursachten Bevölkerungszufusse zusammenhingen, oder den unsicheren Chancen eines Krieges mit England zu wählen, das sich um seine Souveränitätsrechte wenig kümmerte und die Diamantenminen einfach annektirte. Der Freistaat liess sich von Brand leiten. Auf seinen Rath gab man die ehrenvolle, aber sehr beschwerliche Position, über einige Tausend Abenteurer zu regieren, preis und wurde durch die überall verbreitete Wohlfahrt reichlich dafür belohnt. Einen ebenso ver-

<sup>\*)</sup> A narrative of the Boer war, by Th. F. Carter, p. 329.

ständigen Mittelweg hatte man bei den Basuto-Unruhen eingeschlagen, indem man die Herrschaft über die kampflustigen Stämme bereitwillig Anderen gönnte. In Folge des Einen und des Anderen war der Oranje-Freistaat ein ruhiges, genau begrenztes Land geworden, das überall von befreundeten Staaten umgeben und, obwohl von diesen eingeschlossen, doch gegen die Hauptgefahr geschützt war, die unseren weissen Staaten von Seiten der Millionen von Schwarzen droht. Besonders war Transvaal seine Vormauer gewesen, in doppelter Hinsicht, nämlich einmal gegen die Kaffern, aber vor Allem auch gegen die Engländer. Wir hatten beinahe unaufhörlich den Sulus, Swazis, Kaffernstämmen im Norden und im Westen die Spitze zu bieten, — ein breiter Schutzwall für unsere Brüder jenseits des Vaal. Wie günstig war die Lage des Oranje-Freistaates, dieses stillen, geordneten Staates, gegenüber seinem unruhigen Bruder im Norden. Unser Unglück war sein goldenes Glück, die Empörung über die Annexion der südafrikanischen Republik war die Rettung des Oranje-Freistaates. Der Verlust unserer Unabhängigkeit verbürgte den Bestand seiner Freiheit.

Präsident Brand sah »saevis tranquillus in undis« auf die brausende See an seiner Küste nieder, und da er sicher im Hafen blieb, wurde ihm dies als Verdienst angerechnet und sein Geschick als Steuermann erwarb ihm das grösste Lob.

Inzwischen war der Wind seit den letzten drei Monaten umgeschlagen.

Das Gefühl der Stammverwandtschaft war reger geworden, und die Bevölkerung des Freistaates begann an dem Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind theilzunehmen. Gemeinsam mit den Buren in Transvaal hatten sie sich im Jahre 1834 der englischen Herrschaft entzogen, durch zufällige Umstände waren sie in zwei Staaten geschieden und so fühlten sie, die Voortrekkers und ihre Kinder, denn auch jetzt noch, dass sie ein Volk seien.

Zunächst wurde bei ihnen das Mitleid wach mit dem Bruder, der in Todesnoth war, bald machten sich stärkere Leidenschaften geltend, und man begann sich umzusehen, ob es denn keine Waffen und Männer mehr im Freistaate gäbe, um dem kämpfenden Bruder zu Hilfe zu kommen. Und Waffen und Männer fanden sich hierzu!

Auf dem Nek stand bereits ein kleines Kommando ausschliesslich von Angehörigen des Freistaates, welches auch bereits am Kampf theilgenommen hatte. Deshalb war die Anwesenheit des Präsidenten nothwendig. Die Engländer hatten uns die bevorstehende Ankunft Brand's als eine Vergünstigung von ihrer Seite dargestellt, um uns zur Willfährigkeit zu bestimmen.

General Colley erkannte vollständig die Gefahr, die ihm von Seiten des Freistaates drohte, schien aber Brand's Persönlichkeit weniger zu fürchten.

Auch sein Nachfolger, Sir Evelyn Wood, zeigte deutlich, dass er Brand als Vermittler benutzen wollte, der uns zur Nachgiebigkeit bewegen sollte.

Um sich in dieser Lage zu halten, bedurfte es der ganzen angeborenen Freundlichkeit Brand's.

Colley schrieb Ende Dezember die denkwürdigen Worte: »Ich bin sehr besorgt wegen eines Zusammenstosses zwischen den beiden weissen Rassen in Südafrika. In Natal und der Kap-Kolonie besteht eine unleugbare und sehr starke Sympathie mit den Buren; was den Freistaat anlangt, so soll es seitens desselben bereits zu thatsächlicher Unterstützung der Buren gekommen sein. Ob es wahr ist, kann ich nicht feststellen, aber das weiss ich gewiss, dass der aufrichtige, kundige und erfahrene Mann, der an der Spitze der Regierung des Freistaates steht, sein ganzes Ansehen und seinen ganzen Einfluss geltend machen wird, um zu verhindern, dass Dinge geschehen, die für die wahren Interessen Südafrikas so nachtheilig sein würden.«

»Aber man sagt auch, dass es im Freistaat eine starke Partei gäbe, die sich öffentlich dahin ausspricht, dass sie an dem Kampfe theilzunehmen gedenke!«

In seiner Ungewissheit und Besorgniss nahm er zum Telegramm seine Zuflucht und depeschirte an Präsident Brand: »Man berichtet von verschiedenen Seiten, dass Einwohner des Freistaates nach dem Burenlande ziehen und an Angriffen auf die Truppen Ihrer Majestät theilnehmen. Es fehlte mir an Gelegenheit, die Wahrheit dieser Berichte zu untersuchen.« (Wir erlauben uns im Vorübergehen die Frage: »Wie würde der General seine Untersuchung haben vornehmen wollen? Hätte er etwa ein dienstliches Schreiben nach Heidelberg senden wollen?«) »Wir lassen die Berichte auf sich beruhen, sprechen aber vertrauensvoll die Hoffnung aus, dass Ew. Excellenz eine strenge Neutralität beobachten und Ihr Volk vor den ernststen Folgen warnen werden, wenn dasselbe wirklich an dem Kampfe theilnehmen sollte.«

Nach den ersten beiden Gefechten an der Grenze von Natal wuchs die Unruhe, und der Konsul des Oranje-Freistaates in London wurde vom Minister direkt über die Haltung seines Landes interpellirt.

»Ist es wahr,« frug infolgedessen der Konsul Blyth bei dem Präsidenten an, »dass Angehörige des Freistaates in einer den Engländern feindlichen Absicht ein Lager in Natal bezogen haben? Und welche Schritte hat die Regierung des Freistaates zur Wahrung der Unparteilichkeit unternommen?«

Herr Brand liess ihm sagen, dass er dem offiziell widersprechen müsse, das Gerücht wäre wieder — »eine jener böswilligen Erfindungen« — die von übelwollenden Menschen erfunden würden, um Unglück zu säen.\*) Ferner

\*) Im Englischen: This is only one of the many malicious inventions circulated by evil-designed persons to work mischief.

zählte er alle Maassregeln auf, die er getroffen habe, um die Neutralität zu wahren, mit der sehr bezeichnenden Bemerkung, dass er der Bevölkerung gesagt habe, gerade durch die Beobachtung der Neutralität würde vielleicht die Zeit kommen, wo der Freistaat wirklich mit Erfolg seine Dienste darbieten könne, um die Segnungen des Friedens fördern zu helfen. »Der Freistaat ist selbst in Frieden mit allen seinen Nachbarn und hofft von Herzen, dass dasselbe auch von ganz Südafrika gesagt werden könne.« Mit dieser Erklärung musste sich der Minister zufriedengeben, und er machte gute Miene zum bösen Spiel. Auf sein Ersuchen telegraphirte der Konsul an seinen Präsidenten zurück:

»Lord Kimberley wünscht, dass ich Ihnen herzlich für Ihr freundschaftliches Telegramm danke und Ihnen versichere, dass die Regierung Ihrer Majestät Alles versuchen wird, um das zu fördern, was Sie so ernsthaft und nachdrücklich wünschen.« General Colley blieb bei seinem Urtheil über die Lage der Dinge. In seinem Bericht an das Kolonialamt schrieb er (am 12. Februar 1881): »Die Haltung des Freistaates unverändert. Der Präsident thut aufrichtig Alles, was in seinen Kräften steht, um die Buren des Freistaates von der Unterstützung der Aufständischen zurückzuhalten; er wird dabei, wie ich wenigstens glaube, durch seinen Ausführenden Rath unterstützt. Man theilt mir mit, dass Wachposten nach den Bergpässen entsandt seien, um dieselben zu bewachen. Aber die Sympathie im Freistaat mit den transvaalischen Buren ist zu gross, und die letzteren gestehen ganz offen, dass sie eine ziemlich beträchtliche Verstärkung an Mannschaften von dort erhalten haben und weiterer Unterstützung entgegensehen. Ich zweifle denn auch nicht, dass eine grosse Anzahl von Buren des Freistaates auf eigene Verantwortlichkeit mitfechten, aber von einer allgemeinen Bewegung kann ich nichts bemerken.« \*)

So sprach er vor dem grossen Tage von Amajuba. Jene Waffenthat machte einen niederschmetternden Eindruck, und der Funke, der bisher nur glimmte, loderte danach zur hellen Flamme empor. Wie weit mochte diese Flamme um sich greifen? Niemand wusste es, aber soviel war sicher, dass die Abtheilung freistätischer Bürger, die an einem der nördlichen Fusspunkte des Amajuba inmitten unserer Bürger ihr eigenes Lager aufgeschlagen hatte, einen ganz anderen Stand der Dinge erkennen liess, als einen Monat früher, wo Präsident Brand derartige Beruhigungstelegramme an seinen Konsul in London sandte.

Wir waren fest entschlossen, den Freistaat aus dem Todestanz mit dem übermächtigen Feind nicht wieder loszulassen. Wähte vielleicht unsere Gegenpartei in Präsident Brand einen vorzüglichen Bundesgenossen

\*) Hinsichtlich aller dieser Thatsachen sehe man No. 2866 der »Bluebooks«, und zwar pp. 16, 23, 76, 100, 177.

zu finden, der die Buren aus 1001 Gründen zur Vernunft bringen würde, so waren wir unsererseits entschlossen, die Person und die Stellung des augenblicklich einzigen Vertreters der holländischen Afrikaner für uns ins Feld zu führen, und wenn der von ihm angebotene Liebestrank nicht angenommen werden sollte, dann dafür Sorge zu tragen, dass das Schwert zum Vorschein käme, das er auch in der Hand hielt.

Doch lassen Sie uns den Faden der Geschichte wieder aufnehmen.

Ein Tag in einem Lager bewaffneter Bürger, die aber doch keine Soldaten sind, ist, besonders wenn in wenigen Stunden eine ernste Entscheidung getroffen werden soll, für die Häupter oder Führer nicht ohne Beschwerlichkeiten. Ein militärischer Befehlshaber hält seine Truppen in Athem und schützt sie dadurch vor Langerweile; wo aber alle Bürger ohne sehr stark in die Augen springende Unterschiede einander gleich sind, geht Jeder direkt auf den Führer zu, setzt sich in seinem Zelt nieder und legt ihm Fragen vor. Der Eine löst den Anderen ab. So geht es von Morgens früh bis Abends spät. Schon ein paar Stunden vor Sonnenaufgang hört man den Psalmgesang, der in der noch stillen, dunklen Stunde der Nacht das Signal zur Wiederaufnahme der Arbeit bedeutet, und am Abend ist derselbe Gesang das Zeichen, dass noch nicht Alles zur Ruhe gegangen ist.

Zwischen beiden Zeitpunkten bewegt sich der niemals stillstehende Strom hin und her, um ohne Rücksicht auf die Stunden der Mahlzeit den Vicepräsidenten und den Generalkommandanten aufzusuchen oder auch nach Herrn Pretorius oder Herrn Dr. Jorissen zu fragen. Armer Paul Krüger! Er muss seine Popularität theuer bezahlen.

Er ist buchstäblich niemals allein, sondern wird stets verhört und ausgehört. General Joubert kann wenigstens noch Geschäfte vorschützen oder zu Pferde steigen.

Er hat immer etwas zu inspizieren.

Pretorius versteht noch am besten, sich Eindringlinge vom Leib zu halten. Wenn es nicht anders geht, kühlt er sie durch ein beinahe fatales Stillschweigen ab.

Glücklicherweise gab es an diesem Donnerstag nach unserer ersten Zusammenkunft mit Sir Evelyn Wood, in Folge der Ankunft zweier Aerzte, die von theilnehmenden Freunden gesandt und auf eigenen Antrieb gekommen waren, eine Zerstreung. Dieser Umstand veranlasste mich, dem derzeitigen Hospital im Hause van Meek's, das etwa 6 Meilen von unserem Lagerplatz entfernt war, einen Besuch abzustatten. Hier hatte General Joubert die Verwundeten der Pflege des Missionars Merensky anvertraut, der, wie viele seiner Berufsgenossen, auch einige chirurgische und medizinische Kenntnisse besass und sogar, wenn ich mich nicht irre, als Arzt approbirt war.

Es ist nicht gut anders möglich, als mit Entrüstung von dem Zustand dieses sogenannten Hospitals zu sprechen. Obschon Geldmittel reichlich vorhanden waren, um es den braven Opfern der Freiheit an Nichts fehlen zu lassen, obwohl Reinlichkeit und frische, gute Betten die erste Vorbedingung der Pflege sind, obwohl ferner General Joubert dem Direktor sozusagen vollkommene Vollmacht gegeben hatte, sowohl an Lebensmitteln, wie auch an erquickendem Getränk, stärkender Nahrung und Verpflegung nichts zu sparen, schlug einem ein Brodem von Unsauberkeit aus den verlassenen leeren Zimmern entgegen, wo die armen Verwundeten auf dem blossen Erdboden liegen mussten und es an Allem mangelte. Glücklicherweise hat die wunderstarke Konstitution der Patienten manch Einem geholfen und ihn trotz der ärztlichen Hilfe vor dem Tode bewahrt. Nach meiner Abreise habe ich meine Wahrnehmungen dem General-Kommandanten schriftlich mitgetheilt. Der bald darauf geschlossene Friede hat dem jammervollen Zustande von selbst ein Ende gemacht.

Wir erwarteten im weiteren Verlauf des Tages die Antwort der Reichsregierung und die Ankunft des Präsidenten Brand. Aber es kam weder die Erstere, noch der Letztere.

Die Mattigkeit, die uns überfiel, wurde durch einen feuchten Nebel noch vermehrt, der gegen Abend derartig zunahm, dass Alles, Wagen, Zelte, Hügel und die höchsten Bergspitzen, in einen feuchten, beinahe erstickenden Schleier eingehüllt war, so dicht, dass wir aus unserem Wagen das unmittelbar darangrenzende Zelt nicht erblicken konnten.

Als Freitag früh keine Nachrichten kamen, war guter Rath theuer.

An eine Zusammenkunft, die vollständig nutzlos sein musste, war garnicht zu denken. Nach einigem Hin- und Her-Ueberlegen beschloss man, Sir Evelyn Wood mittheilen zu lassen, dass Herr P. Joubert bereit wäre, mit ihm zusammenzutreffen, die anderen Herren aber durch Unpässlichkeit verhindert seien.

In der That war der Zustand des Wetters allein Hinderniss genug, lieferte wenigstens einen guten Vorwand.

Auch auf der Gegenseite fühlte man die Unfreundlichkeit des Wetters und schlug vor, im Hause O'Neil's, am Fuss des Amajuba, zusammenzutreffen. Es war an diesem bitterkalten Tag, wo der Regen einem das Blut in den Adern erstarrte, auch in dem verlassenen Haus noch kühl und rauh genug.

Die beiden kommandirenden Generäle trafen also am Nachmittag zusammen und entschieden sich in der Hauptsache für eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf weitere drei Tage. In dem betreffenden Protokoll hiess es, dies sei auf Bitte der Buren geschehen. Ferner übergab General Wood die Antwort von Lord Kimberley, die, vom 17. datirt, erst Freitag

Vormittag eingetroffen war. Mit diesem Dokument kam unser General, erstarrt und steif gefroren, wieder zurück.

Die Verlängerung des Waffenstillstandes war natürlich und gut, aber wie stand es mit der Erklärung des englischen Ministers?

Beim Niederschreiben dieser Frage tritt mir Alles wieder so lebendig vor meine Seele, dass die Jahre, die zwischen jetzt und damals liegen, verschwinden.

Ich trete wieder in das grosse und lange Zelt von Nicolaas Smit, das dicht bei der Stelle, wo Krüger und ich ausgespannt hatten, lag und genügend Raum für eine zahlreiche Versammlung bot.

Joubert's Zelt war ohne Unterbrechung das Bureau der Kriegsangelegenheiten, wo seine wackeren Adjutanten und ein einziger Schreiber unablässig thätig waren. Auf einer hohen Kiste wurden die Papiere ausgebreitet und das Telegramm genau übersetzt. Im Zelt waren ausser dem Generalkommandanten die Mitglieder der Regierung und die obersten Befehlshaber versammelt; vor dem Zelt und rund um dasselbe herum, an die Leinwand geschmiegt, oder unten durch die Lücken lugend, Hunderte von Neugierigen. Hier gab es kein Staatsgeheimniss, Jeder hatte dasselbe Interesse, das Loos Aller stand auf dem Spiele. Was würde es sein? Ein Freibrief oder ein Todesurtheil?

Wir hatten stets ohne Hehl Jedem, der es hören wollte, erzählt, dass wir am vorigen Mittwoch nichts ausgerichtet hatten und Alles der Entschliessung Ihrer Majestät überlassen war. Hier war nun ihre Entschliessung, und was enthielt sie? Eine heftige Enttäuschung malte sich auf allen Gesichtern; Mann für Mann, Alt und Jung, sah ernst vor sich nieder, und ein Seufzer verhaltenen Schmerzes war Alles, was man hörte.

Oder verstand man es vielleicht gar nicht?

Also noch einmal gelesen und noch einmal und noch einmal!

Aber als man es verstand, hoben sich die gesenkten Häupter empor, das Blut stieg ihnen in die Wangen und Einer, seiner Wuth nicht mehr mächtig, frug den General, warum er bei einer solchen Nachricht in die Verlängerung des Waffenstillstandes gewilligt habe?

Dann besser sogleich im Kampf den Tod finden, als länger unterhandeln.

So muss den Schiffbrüchigen zu Muthe sein, die eben im Begriff waren, durch die Brandung hindurch ans Land zu gelangen und nun zurückgeworfen werden . . . wieder zurück in die See.

So lange indessen die Hände noch stark genug sind, um die Ruder zu führen, so lange die Bemannung willig ist und das Schiff gefügig dem Wink des Führers gehorcht, da kann, da muss der Versuch aufs Neue gewagt werden. So war es auch an diesem Abend.

Nachdem man dem Unglück einmal ernstlich in's Auge gesehen hatte, begann man auch an die Mittel zu denken, seiner Herr zu werden. Da uns ein ehrenvoller Friede nicht vergönnt war, wollten wir sehen, ob wir nicht ehrenvoll den Krieg fortsetzen konnten. Ich habe keine einzige Stimme gehört, die von Nachgeben gesprochen hätte; dagegen wurden militärische Maassnahmen erörtert; man sprach über den Weg nach dem englischen Lager, die Nothwendigkeit, Utrecht zu verlassen, die Pflicht, das Dorf in Brand zu stecken, die Verstärkung der Befestigungen längs des Nek. Ja, wir waren vollständig im Kriege.

Ruhig und ohne die mindeste Uebereilung wurden die Pläne besprochen, auch ohne den Zwang einer ordnungsmässigen Versammlung. Jeder gab seine Meinung ab, wie er sie sich gebildet hatte. Wie wenig fieberhafte und krankhafte Uebertreibung herrschte, daran erinnert mich noch folgende Einzelheit.

Einer der Redner, ein kräftig gebauter Mann — ich glaube es war Koos Uys — sprach mit einer gewissen, gegen den allgemeinen Ton abstechenden Heftigkeit über Natal. Er wollte tiefer in das Land hineinziehen bis nach Maritzburg und den verhassten Eindringling aus dem Erbe unserer Väter verjagen. Chr. Joubert wies ihn zurecht und sagte: Es sei nicht gut, den heiligen Krieg, den wir für unser eigenes Land und unser eigenes Recht führten, zu einem ungerechten Beute- oder Rachezug zu machen. Darauf könne kein Segen ruhen.

Eins stand bei Allen fest: Unter diesen Bedingungen kein Friede, und wenn es beim Kriege bleiben musste, so sollte derselbe ohne Rücksicht und Schonung mit aller Kraft weitergeführt werden.

Deshalb musste sich jetzt der Freistaat anschliessen. Wir wussten, dass das Volk bereit stand und sich nur aus Achtung vor dem Präsidenten der offenen und entschiedenen Theilnahme bisher enthalten hatte.

Es war unsere Pflicht, die letzten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die den Strom aufgehalten hatten. Wir mussten von unserer Lage Rechenschaft ablegen und frei und offen alle Söhne eines Geschlechtes in Südafrika zum Schutz gegen den gemeinschaftlichen Feind aufrufen.

Der folgende Sonnabend brachte helleres Wetter; der Nebel hatte sich verzogen, und die Mattherzigkeit war aus unserer Seele gewichen. Ernst, aber furchtlos sahen wir der Zukunft entgegen im Bewusstsein dessen, was wir zu thun hatten.

Wir sandten daher an zwei angesehene Leute aus dem Freistaate, die nach ihrem Namen und ihrer Person nicht nur Vertreter des kleinen Kommandos ihrer Landsleute in unserem Lager, sondern ihres ganzen Volkes und Landes waren, eine offizielle Aufforderung, in unseren Versammlungsraum — dasselbe grosse Zelt des Generals N. Smit — zu

kommen. Es waren die Herren C. J. de Villiers Sr., der frühere Kommandant von Harrysmith, und J. Rath, ein Mitglied des Volksrathes. Jeder von ihnen nahm, wie einer von uns, an der ersten Berathung über den Stand der Dinge theil.

Trotz der Unterstützung durch ihren Rath kamen wir nicht weiter, als am Abend zuvor. Das volle Licht des Tages zeigte uns noch deutlicher die Unmöglichkeit, durch die enge Pforte zu gehen, die der englische Grossmuth uns als einzigen Ausweg zugestehen wollte. Während die ersten Berathungen noch fort dauerten, brachte ich den Stand der Dinge zu Papier und entwarf die Skizze einer dritten Proklamation, die wir im Falle der Noth erlassen wollten. Meine Idee fand die allgemeine Billigung.

Dann schieden wir. Herr de Villiers ging nach dem Freistaat zurück. In welcher Absicht? Jetzt kann es gesagt werden. Wir kamen mit ihm zu folgendem Beschluss: Wenn die am folgenden Montag, den 21. März, zu führenden Friedensverhandlungen missglückten, wollten wir ihm nach einem vereinbarten Orte sogleich Nachricht davon geben. Er seinerseits gab uns mit einem festen Händedruck die Versicherung, dass es dann nicht lange dauern würde, bis ein starkes Kommando des Freistaates, zahlreich genug, um den Engländern den Pass zu verlegen, im Rücken der englischen Besatzung in Newcastle und in der Front der in Durban landenden Truppen in Natal einfallen würde. Infolge der täglich wachsenden Verstärkung unserer eigenen Bürger waren wir wenigstens in der Lage, den Feind aufzuhalten und vielleicht, was bis dahin noch von uns vermieden war, ihm gegenüber eine angreifende Haltung einzunehmen.

Uebrigens wurde der ganze Sonntag darauf verwandt, um den Bürgern den kritischen Stand der Dinge unumwunden mitzutheilen. An vier, fünf Stellen, in eben so vielen Gruppen und Unterabtheilungen des Lagers, wurde Lord Kimberley's letztes Telegramm vorgelesen, und man brauchte nur sehr wenig Ueberredungsgabe, um die vollständige Unannehmbarkeit seiner Bedingungen zu erweisen. Um Wiederholungen zu vermeiden, übergehe ich hier alle Einzelheiten, sowohl hinsichtlich des Telegramms, wie auch hinsichtlich unserer Einwände. Wenn der Leser an die sogenannte dritte Proklamation kommt, wird er in Dieses und Jenes Einblick gewinnen, und zwar wird er es dann in der Farbe und dem Ton der Stimmung und der Gefühle, wie sie uns damals beseelten und unsere Handlungen beherrschten, sehen, nicht in dem Lichte, wie sie sich jetzt in der Abkühlung und Enttäuschung nach so vielen Jahren darstellen.

An demselben Abend, oder vielleicht auch Sonntag früh, kam endlich die Nachricht, dass Präsident Brand nach einer dreizehntägigen Reise von Bloemfontein Newcastle passirt habe und nach einem kurzen Besuch

bei Sir Evelyn Wood am Sonntag Nachmittag in unserem Lager erwartet werden konnte.

Gross und allgemein war die Begeisterung, als am Sonntag Nachmittag um 3 Uhr sein Wagen aus dem Hohlweg über den Nek hinaufrollte und uns zu Gesicht kam. Mit Ehrerbietung erwarteten ihn die »Aeltesten des Volkes« an dem für ihn bestimmten Platze, unmittelbar bei unserem grossen Versammlungszelt. Es war ein grosser und unvergesslicher Augenblick in der Geschichte von Südafrika; hier im Lager der Empörer gegen die englische Autorität, auf Ersuchen der englischen Regierung selbst, der Vertreter der einzigen nicht englischen Macht als Vermittler! Nur die Schiffsmannschaft der einen »holländischen« Republik, welche durch die Kriegs-Korvette Ihrer Majestät der Königin Victoria niedergesegelt war und nun dem Leiter der anderen »holländischen« Republik zur Ausbesserung übergeben wurde!

Wir haben an diesem Tage stundenlang zusammen gesprochen. Im Ganzen war es ein ungezwungenes Gespräch, woran theilnahm, wer Lust hatte. Präsident Brand, der schon seit 1864 an den Umgang mit den Bürgern gewöhnt war, ist geduldig, freundlich, hat meist einen lächelnden Zug in seinem Gesicht und spricht selbst gern, viel und unaufhaltsam. Viele von unseren älteren Leuten kannte er persönlich oder wenigstens ihre im Freistaat lebenden Verwandten. Er erinnerte sich selbst und seine Hörer dann gern an frühere Erlebnisse, wusste mit grossem Takt stets die Tugend der Mässigkeit und Bescheidenheit ins Licht zu stellen und ermahnte zur Geduld und Nachgiebigkeit. Wie war es nicht dem Freistaat ergangen mit den Basuto und Philipp Woodhouse und später mit den Diamantminen? War es nicht deutlich sichtbar, dass Sanftmuth und Friedensliebe den Sieg davontrugen?

Es wurde uns bald klar, dass unser geehrter Gast absolut nicht der Bote bevorstehender Vergleichsverhandlungen war. Er hatte kaum eine Stunde bei Sir Evelyn Wood zugebracht und konnte nichts über die Verhandlungen sagen, die er mit dem britischen General geführt hatte. Ich kann mich nach fünfzehn Jahren und länger nicht mehr an Alles erinnern, was an diesem langen Sonntagnachmittag gesprochen wurde. Stundenlang dauerte die Unterredung und immer wieder von vorn und aus demselben Gesichtspunkt, mit eintöniger Konsequenz. Der Abend brach herein und wir konnten uns, ich kann nicht sagen, nicht überzeugen, nein, nicht finden. Wir wollten Beide den Frieden, aber der Präsident des Freistaates war nachgiebiger, als wir, um ihn zu erreichen. Wie nahe wir auch in unseren Anschauungen verwandt waren, nahmen wir doch nicht den gleichen Standpunkt ein; wir hatten einmal unsere Schiffe hinter uns verbrannt, wir mussten siegen oder sterben. Er war wohl mit dem Landungsboot an der Küste, konnte sich aber noch von dem Streite fern

halten. Musste er es nicht? Ich habe niemals dem Präsidenten des Freistaates einen Vorwurf daraus gemacht, dass er, als Haupt eines unabhängigen Staates, Alles gethan hat, um sein Land vor dem Kriege zu bewahren. Das war sein Recht, seine Pflicht. Aber ebenso wenig habe ich zugeben können, dass wir uns ohne Bürgschaften der Gnade eines übermächtigen Feindes überlassen sollten, der sich nicht entblödete, offen zu bekennen, dass er die Hälfte unseres Landes abschneiden wollte.

Es wurde spät und stiller im Lager. Die Meisten gingen zur Ruhe oder beschlossen den Sonntag mit Religionsübungen, und der Schall ihres Gesanges ertönte von allen Seiten zu uns herüber. Aber auch das erstarb nach und nach.

Der Mond warf auf uns, die Zelte und die Wagen, die in Gruppen über die Hochebene verstreut waren, einen beinahe goldenen Lichtschein; die kühle Abendluft erfrischte die schwüle Atmosphäre im Zelt, wo jetzt nur noch die Führer und Präsident Brand beieinander waren. Es wird neun Uhr Abends gewesen sein. Wir trugen uns mit der Hoffnung, unseren geehrten Gast von dem Ernst unseres Vorhabens, den Streit durchzufechten, zu überzeugen. Es war einer jener seltenen Augenblicke, wo es ausgesprochen werden muss, dass Nachgeben nichts nützt, dass man so und nicht anders will, weil man nicht anders kann.

Dann las ich auf Krüger's Ersuchen die dritte Proklamation vor. \*) Der Präsident sass zu meiner Linken, bei einer der hohen Kisten, auf der das Licht stand; um uns die Männer, die zum grössten Theil im Streite ihr Leben gewagt hatten, wir Alle hatten seit drei Monaten gezeigt, dass wir im Stande waren, unser Wort wahr zu machen. Ich glaube nicht, dass Einer von uns nicht eingesehen hätte, dass wir nicht nur über unsere eigene, sondern über die Zukunft von ganz Südafrika beriethen. Ich las mit leiser und tiefer Stimme; ich wollte jedes Wort zu Gehör bringen; war es nicht mit unserem Herzblut geschrieben? Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Am Schluss hob Brand das tiefgesenkte Haupt empor; die ihm sonst eigene Aufgeregtheit war verschwunden. Still sprach er, mehr für sich als für uns: »Davor bewahre uns Gott.«

Es lag in der Hand des Präsidenten Brand, diesem Wunsche zur Erfüllung zu verhelfen. Unsere Stellung war klar; wir konnten nicht auseinander gehen und die Waffen niederlegen, es sei denn unter folgenden Bedingungen:

1. Dass an Stelle von Versprechungen und Versicherungen in gegenseitiger Uebereinkunft die Grundlagen des Friedens vereinbart und dabei die Richtschnur und der Wirkungskreis für die später zu-

---

\*) Siehe Anmerkung 5.

sammentretende Königliche Kommission bestimmt würden, woran dieselbe gebunden sein sollte.

In diesem Falle konnten wir von unserer Forderung, in der Kommission vertreten zu sein, absehen, da darin die Hauptsache für uns bereits erreicht war.

2. Dass Transvaal, wie es von England zurückgegeben würde, dasselbe Transvaal sein sollte, wie man es 1877 annektirt hatte. Wenn nicht, dann Krieg; aber Krieg ohne Schonung mit Allen, die in Natal und dem Freistaat und in der Kapkolonie desselben Blutes waren, mit einem Wort, der grosse Krieg gegen England, in dem ein freies Afrika entstehen, oder holländisch Afrika zu Grunde gehen musste.

Das Dokument, das wir unsere dritte Proklamation nannten, war das Kriegsgeschrei hierzu, und der Präsident des Freistaates wusste, dass, wenn wir redlich in unseren Forderungen waren und mit Anstand nachgiebig zu sein verstanden, die Abweisung unserer Forderungen im Herzen seiner Bürger die letzten Zweifel beseitigen würde, dass sie dann sämtlich zu den Waffen eilen würden. Ja, er wusste noch mehr, er wusste, dass er dann selbst an ihrer Spitze stehen würde.

Wir dachten nicht daran, uns länger mit Reden aufzuhalten. Wir mussten am folgenden Tage unerschütterlich fest stehen. Besorgt, aber mit höflicher Bescheidenheit sahen wir auf unseren geschätzten Freund. Unsere feurigen Wünsche, die mehr auf unseren Gesichtern zu lesen, als in Worte gefasst waren, richteten sich auf seine Hilfe in dem diplomatischen Streit am folgenden Montag.

Es war Zeit, zur Ruhe zu gehen. War ja doch unsere Zusammenkunft auf 8 Uhr Morgens in van O'Neil's Hause angesetzt, und es war eine gute Stunde zu Pferde bis dahin. Wir brachen daher auf, aber Wenige von uns konnten Schlaf finden. Noch lange wanderten wir vor unseren Wagen auf und ab. Präsident Brand war tief betroffen und beschwor mich, die Proklamation, die, wie er meinte, hoffentlich nicht nöthig sein würde, doch nicht zu veröffentlichen.

Ich habe mich bis heute damit zufrieden gegeben. Aber es liegt natürlich nicht in meiner Macht, ein Staatsdokument, das ein Ring in der Kette der Ereignisse gewesen ist, zu vernichten. Die Waffe, die damals sicher ein zweischneidiges Schwert war, ist jetzt glücklicherweise in Folge besserer Umstände stumpf und verrostet.

Ich legte mich endlich auch nieder, Herr Jacob Maré und ich als gute Kriegskameraden in einem Wagen nahe bei einander, als mich Herr Krüger, von Unruhe getrieben, wieder aus dem Schlummer rief und aufs neue sein Herz ausschüttete. Wenn je, so habe ich in dieser Nacht die schwere Verantwortlichkeit gefühlt, die auf den Leitern einer Volksbe-

wegung wie der unserigen ruhte. Um uns herum lagen die Tausende von Bürgern im Schlaf, Fehler von unserer Seite konnten die Armen, wer weiss in wie kurzer Zeit, dem Tode in die Arme führen. Und doch, wie schwach, wie machtlos waren wir? Als wir uns am folgenden Morgen beim Zelte des General Joubert versammelten, fehlte Präsident Brand. Er war bereits eine Stunde früher fortgeritten, offenbar zu dem Zweck, um mit den englischen Befehlshabern zusammenzutreffen, ehe die Unterhandlungen begannen. Dies stimmte uns freudig. Und in der That, als wir bei O'Neil's Gute anlangten und die schmale Steintreppe zur Veranda hinaufschritten, erblickten wir Präsident Brand und Sir Evelyn Wood in eifrigem Gespräche. Was zwischen diesen beiden Männern damals verhandelt worden ist, blieb uns natürlich ein Geheimniss.

Ueber den wichtigsten Tag der Friedensverhandlungen bestehen keine Aufzeichnungen. Was von englischen Behörden veröffentlicht worden ist, wurde, obwohl ausführlicher als der von unserer Seite mitgetheilte Bericht, ebenso wie unsere kurze Zusammenstellung der Hauptpunkte, erst später, nach Beendigung der Verhandlungen, aus dem Gedächtniss aufgezeichnet.

Für die hierdurch von uns begangene Versäumniss kann Niemand von uns verantwortlich gemacht werden. Das Gespräch dauerte im Ganzen eine volle Stunde lang und verlief sich oft vom Hundertsten ins Tausendste. Bald wurde dieser Gegenstand besprochen, bald jener, aber nichts vollständig erledigt.

War es daher an sich schon schwierig, ein Protokoll zu führen, so wurde dies dem Herrn J. O. H. Sluiter, der die Dienste eines Sekretärs versah, wiederholt vollkommen unmöglich gemacht.

Mehr als einmal und sicher regelmässig, sobald die Diskussion eine gespannte Haltung annahm, drang Sir Evelyn Wood darauf, dass alle Nichtmitglieder der Regierung unsererseits, ebenso wie seine Adjutanten das Zimmer verlassen sollten. Für uns, die wir dann zusammenblieben, wäre es daher unmöglich gewesen, der Diskussion zu folgen, sie zu leiten oder abzuleiten, wenn wir zugleich ein Protokoll hätten führen wollen. Indessen ist eine geordnete und genaue Wiedergabe von Allem, was gesprochen wurde, für den Leser auch weniger nöthig, da das Ergebniss der ganzen Verhandlung feststeht und in der That den Inhalt einer Friedensübereinkunft ausmacht.

Schritt für Schritt kamen wir näher, und langsam, aber sicher stieg aus der Dämmerung das Bild der Ordnung hervor.

In spätestens sechs Monaten versprach der englische Kommissär, uns die Regierung des Landes zurückzugeben; inzwischen wollten die britischen Behörden die Zügel der Herrschaft wieder übernehmen, aber wir — die Regierung der Republik — blieben in Thätigkeit und versprachen unsere

Mitwirkung bei verschiedenen Angelegenheiten. Es wurde uns zugestanden, eine kleine bewaffnete Macht zu unserem eigenen Schutz und zur Handhabung der Ordnung auf den Beinen halten zu dürfen. Und obwohl der wiederhergestellten englischen Regierung der Nerv des Lebens, das Geld, mangelte, wurde uns thatsächlich Befreiung von Steuern zugestanden.

Fortan sollte ein britischer Präsident in Prätoria residieren, sowohl zum Schutz der britischen Interessen, als auch um das vermittelnde Organ zwischen der Republik und dem Suzerän zu bilden.

In den inneren Angelegenheiten wurde uns vollständige Selbstständigkeit zugestanden; der Königlichen Kommission blieb es überlassen, die Maassregeln zu ergreifen, die für nothwendig erachtet wurden, um die Interessen der Eingeborenen zu schützen. Mit liebenswürdiger Offenherzigkeit bekannte General Wood, dass für seine Landsleute in unserer Uebereinkunft das Eine oder Andere zu lesen sein müsse, was sie über die Interessen der Eingeborenen beruhigte. Das sei nun einmal ihre Schwäche. Aber er für seine Person zweifelte keinen Augenblick, dass unsere Regierung auch in dieser Beziehung vollkommen unabhängig sein würde. Er brauchte noch das sehr bezeichnende Beispiel: »Wenn sie es für richtig halten, eine Hüttensteuer von 1 £ festzustellen, wird der Suzerän nicht das Recht haben, zu bestimmen, dass sie nur 0,10 £ betragen solle.«

Wurde die von uns dringend geforderte Zurückziehung der Garnisonen nicht gewährt, so wurde auf der anderen Seite das Land für die jetzt in Natal stehenden englischen Truppen verschlossen. Sie sollten die Stellung auf dem Nek nicht einnehmen dürfen, keine Verstärkungen senden und keine Munition einführen. Dies wurde auch noch anders, und zwar so ausgedrückt, dass Wood versprach, aus der Auflösung unseres Heerlagers in keiner Beziehung militärische Vortheile ziehen zu wollen. Und mit Nachdruck wurde aus dem Telegramm vom 17. März, das uns so viel Unruhe verursacht hatte, das Schlusswort aufgenommen: »Dass es die Aufgabe der noch im Lande verbleibenden Garnisonen sein solle, zu verhüten, dass Jemand zum Nachtheil der Buren die Situation benutze.« Die grosse Landfrage, die Begrenzung durch den 30. Längegrad im Osten, wurde ganz still bei Seite gesetzt, und zwar mit so viel Takt, dass keinerlei Anstoss erregt wurde, denn es war zu spät, das heisst für die, welche die wiederhergestellte Republik anerkannten.

Wir kamen überein, der Königlichen Kommission zu überlassen: nicht die Feststellung einer neuen Grenzlinie, sondern die Erwägung der Frage, ob zur Durchführung der in dem Telegramm vom 17. März von der englischen Regierung bezeichnete Politik eine Landabtretung an der Ostgrenze nothwendig sei; immer mit der Maassgabe, dass sie keinen Fingerbreit Landes mehr in Anspruch nehmen dürfe, als zur Ausführung

dieser Politik erforderlich scheinen würde. Es war an diesem Tag aussergewöhnlich lebendig und gesellig in O'Neil's kleinem Hause, das im Brennpunkte der erschütternden Ereignisse des unvergesslichen Amajuba-Tages stand.

Wir konnten mit den Augen den Weg verfolgen, den Colley's Truppen in der denkwürdigen Nacht vom 26. zum 27. Februar eingeschlagen hatten. Zu unserer Linken in südöstlicher Richtung lag der Punkt, von dem sie aufgebrochen waren; die vier, fünf rothen Streifen, die gerade vor uns sich nach unten zogen und in der Sonne strahlten, waren die Wege, die zu der in der Tiefe gerade unter uns gelegenen Quelle führten, an der sie vorübergezogen waren. Von dort waren sie dann links abgebogen, rechts von der Stelle, wo wir standen, um den breiten Fuss des Berges zu erklimmen, der den westlichen Zug bildet, aus dem oder auf dem oder über dem sich kühn und einsam der Kegel erhebt, der der Schauplatz von so viel Muth, Todesverachtung und Schrecken gewesen ist, wie die Geschichte seit den Thermopylen nicht wieder berichtet hat. Welch eine schwarze Masse bildete der »Taubenschlag« (dies ist die Bedeutung des Sulu-Wortes Amajuba), welch tiefe Schluchten, welch steile Wände, die aus diesem grünen Rand von Sträuchern verrätherisch in die Tiefe abstürzen! Fürwahr, ein muthiges Unternehmen, diesen Berg in der Nacht zu besteigen!

Vier schwere Stunden nach oben, vier Minuten nach unten. Wir konnten von unserem Standpunkt aus auch die zweite Spitze erblicken, welche aus der Südwestseite des grossen Kegels emporschießt und die Schlucht bildet, durch die der plötzliche Angriff der Buren erleichtert wurde. Jene Vorgänge wurden uns noch durch die lebendigen Berichte der englischen Zeitungskorrespondenten veranschaulicht, die sich früher mehr in einer gewissen Entfernung gehalten hatten, an diesem Tage aber nebst verschiedenen Offizieren unsere Zusammenkunft durch ihre Gegenwart beehrten. Zwei von diesen Herren, Cameron und Carter, hatten den nächtlichen Zug mitgemacht, waren Tags darauf gefangen genommen, aber in zuvorkommender Weise freigelassen worden; sie vor Allem schilderten uns unter Bezeichnung der Oertlichkeiten die Hauptmomente des Tages. Die diplomatische Arbeit wurde auf diese Weise hin und wieder unterbrochen, sei es, dass General Wood im privaten Gespräch mit Krüger und Joubert diese Herren zur Genehmigung dieser oder jener Forderung bewegen wollte und uns Andere daher höflich hinaussandte, sei es, dass wir eine Gruppe bildeten, die vom Photographen aufgenommen wurde, oder endlich, dass wir ein Frühstück einnahmen. Der Photograph hat uns zweimal aufgenommen, was aber aus seiner Arbeit geworden ist, weiss ich nicht. Wiederholt haben wir wegen der bestellten Abzüge geschrieben, sie aber nicht erhalten können. Es scheint, als ob die militärische Empfindlichkeit

Anstoss daran nahm, zusammen mit Empörern von einem Rahmen eingeschlossen zu sein, und daher auf Mittel bedacht gewesen ist, um die Veröffentlichung der Platten zu verhindern.

Mit Vergnügen machte ich die Bekanntschaft eines Zeichners der »Illustrated London News«, Herrn Melton Prior, der fleissig verschiedene Köpfe in sein Skizzenbuch zeichnete. Er war, wie natürlich auch seine Kollegen, die Korrespondenten, ein weitgereister Mann, aber er war mehr Künstler geblieben, als die letzteren.\*)

Die beiden anderen Berichterstatter waren, sicherlich in Folge des Umganges, konzentrierte Militär-Diplomaten geworden. Die Unterhaltung mit ihnen war eine sehr verfängliche Sache; es war ganz erstaunlich, zu sehen, wie soviel Jugend mit soviel Weisheit gepaart war. Man fühlte so tief, dass ein Irrthum, ein Wort zu viel oder zu wenig, über den Weltfrieden entschied.

So verfolgte General Wood von Zeit zu Zeit die Taktik des vorigen Mittwochs, nahm Joubert und Krüger bei Seite und suchte sie zu überlisten. Bei einer dieser Gelegenheiten erging es ihm schlecht. Mit der grössten Herzenseinfalt und in einer Art Aufregung klagte Joubert über die Härte und Unbilligkeit der Verfolgungen wegen der Steuern, die er und andere von Lanyon hatten erdulden müssen. »So etwas,« sagte Wood, »werden wir sicher in der kommenden Zwischenregierung nicht zu lassen.« Ausgezeichnet! . . . .

In Folge dessen schrieben wir in der sogleich zu erwähnenden Friedens-Uebereinkunft: »Inzwischen darf keine Verfolgung wegen Steuern stattfinden.« »Sehen Sie,« sagte Wood, »das habe ich Joubert versprochen.« Wir waren vollständig damit einverstanden, und wenn man es auf der anderen Seite auch war, dann kann diese Bestimmung eine sehr glückliche genannt werden. Ihr praktischer Nutzen ist sehr gross gewesen.

Inzwischen waren wir am Ende unserer Unterhandlungen angelangt. Alle Hauptpunkte waren besprochen, und das Einzige, was uns zu thun noch übrig blieb, war die Aufnahme des einen und anderen Gegenstandes in das Protokoll, das dann von uns unterzeichnet werden konnte. Hier

\*) Das ihm hier gependete Lob wiederhole ich jetzt nicht mehr. Herr Melton Prior war während der ersten Tage des Jahres 1896 in Prätoria. In seiner Gesellschaft waren viele Korrespondenten grösserer englischer Blätter, ein klarer Beweis, dass man in London genau über den bevorstehenden Einfall in Transvaal Bescheid wusste. Aber was Melton Prior kennzeichnet, ist die unvergleichliche Geschmacklosigkeit, die ihn eine Zeichnung für die »Illustrated London News«, entwerfen liess, worin er einen Punkt angiebt: »Hier war die weisse Flagge gehisst (nämlich von Jameson und Genossen) und dennoch hörten die Buren nicht auf zu schiessen.« Nur ein Gefühl von Ekel kann uns erfüllen vor einem Mann, der vorsätzlich eine Unwahrheit anschaulich darstellt. Sobald die weisse Flagge von J. gehisst wurde, stellten die Buren ihren Angriff ein, was sie nicht hätten thun brauchen, sie hätten sie bis auf den letzten Buscklepper niederschliessen können.

trafen wir aber bei General Wood auf taube Ohren. Der geachtete britische Heerführer war sicher ein wenig harthörig, aber diese natürliche Schwäche stand unter dem merkwürdigen Einfluss seines Willens. Kant hat ein ausserordentlich interessantes Werk über die Kraft des Willens in der Beherrschung krankhafter Anwendungen geschrieben.

Wood führte den praktischen Beweis, dass der Wille nicht nur, wie Kant gemeint hat, Uebel zu überwinden, sondern sogar nach Umständen zu vergrössern und zu verkleinern vermag, je nach seiner eigenen Wahl, wie der grosse Weise es ausdrückte: »Einzig und allein durch den festen Vorsatz.« Mit dem ernstesten Gesicht von der Welt und dem Ausdruck der gespanntesten Aufmerksamkeit, die Hand am Ohr, lauschte er unseren Ausführungen und gab eine Antwort, die meilenweit von der Sache entfernt war. Dann wandte er sich zu Joubert, der stets an seiner Seite sitzen musste, und seine Augen strahlten vor Zufriedenheit, dass er Alles so gut verstanden hatte, und frug ihn, wie es nun mit der Frage der Verproviantirung der eingeschlossenen Garnisonen stände, und begann mit Präsident Brand über den Punkt zu verhandeln, der am vorigen Freitag der heutigen Beschlussfassung vorbehalten worden war, ob zur Garnison nur das Militär oder auch die Bürger zu rechnen seien.

Also noch einmal! »Dr. Jorissen, ich höre.« Und hörte er etwa nicht zu? Langsam und artig wurde darum gebeten, dass man endlich dazu übergehen möchte, das Protokoll aufzusetzen. Wie wurde da der General verdriesslich! Er konnte nicht mehr hören, nicht verstehen; er vernahm wohl Worte, aber keinen Sinn (»I can't catch Dr. Jorissen's meaning«). Es war ja so sehr viel bequemer mit den Herren Krüger und Joubert. »Sehen Sie,« sagte er, »Joubert, habe ich Ihnen nicht mit meiner Erklärung versprochen, dass weder ich, noch mein Nachfolger den Nek mit Truppen überschreiten darf; das ist für den Todesfall gut, ich binde auch meinen Nachfolger. Erklären Sie doch dem Dr. Jorissen, dass Sie vollständig zufrieden sind. Oder vertrauen Sie mir nicht? Ist Ihnen das nicht genug?« Es war für Herrn Joubert vollständig ausreichend, und deshalb sagte er mit lauter Stimme, dass dadurch mein Verlangen unnöthig würde.

Präsident Brand sprach mir Muth zu und rieth zum Ausharren. Inzwischen hatte Wood wieder ein Abkommen über die Verlängerung des Waffenstillstandes getroffen, und zwar mit seinem Kriegskameraden Joubert für sich. Die anderen Herren verstanden von dem Meinungs austausch wenig oder nichts und waren durchaus nicht der Situation gewachsen. So war eine volle Stunde verflossen, wir gewannen keinen Zoll Terrain, sondern verloren solches Schritt für Schritt. Schöne Versprechungen im Ueberfluss, aber keine Sicherheit.

Ich machte daher dem nutzlosen Gespräch ein Ende; es war ein Radikalmittel, um den General von seinem Uebel zu heilen. Ich stand

auf und sagte den Herren Krüger und Joubert, dass ich sie allein sprechen müsste und sie daher mit mir herauskommen möchten, und darauf dem General Wood, dass wir eine Verschiebung der Zusammenkunft wünschten. Unter der Veranda angelangt, setzte ich den Herren den Stand der Angelegenheit auseinander und gab ihnen sehr deutlich meine Meinung zu verstehen, dass sie selbst dadurch, dass sie mich so wenig unterstützten und lieber auf Wood als auf mich hörten, Alles in Frage stellten. Wenn wir nicht ein schriftliches Abkommen, einen Friedensvertrag, oder wie man es immer nennen wolle, entwürfen und zusammen unterzeichneten, hätten wir nichts gewonnen. »Um dies Schriftstück,« sagte ich dem General Joubert, »bat ich bereits seit einer Stunde, und dann sagen Sie mir, es sei nicht nöthig.« Sie verstummten, aber da sie die Gefahr einmal eingesehen hatten, verschwand auch jede Unsicherheit und jeder Zweifel. Während wir mit gedämpfter Stimme sprachen (wir trauten einigen der herumlungernenden Diener nicht, die wie Afrikaner aussahen und vielleicht holländisch verstanden), wurden ein paar Pferde gesattelt und eine Ordonnanz trat heraus. Es war der Bote, der die Verlängerung des Waffenstillstandes im englischen Lager melden sollte. Jetzt oder nie! »Was bedeutet die Ordonnanz?« frug Krüger den Major Fraser, der herauskam. »Nun, der Mann soll die Verlängerung des Waffenstillstandes im Lager melden.« Krüger's Anlitz verfinsterte sich: »Stop that man« war Alles, was er sagte, und es war auch das erste und beinahe einzige Mal, dass ich ihn habe englisch sprechen hören.

Die Ordonnanz ritt nicht fort und nun begriff man drinnen, dass die Sache jetzt ernst wurde. Nachdem wir wieder ins Haus getreten waren, wandte sich Krüger in seiner gewöhnlichen Sprache an den Dolmetscher und sagte: »Sagen Sie ihm, dass ich nicht begreifen kann, dass ein ehrlicher Mann erst ein Abkommen über etwas treffen und sich dann weigern kann, seinen Namen auf Papier unter seine Versprechungen zu setzen.« Herr K. Rood, der als Dolmetscher Dienste that, zögerte natürlicher Weise, diese mannhafte Botschaft zu überbringen. »Nein, Herr Rood, buchstäblich, was ich gesagt habe.«

»General, Mr. Krüger, says u. s. w.«

Der General war genesen. Er verstand Alles und sehr gut. Die lebhaftere Färbung seines Gesichts und das Funkeln seiner Augen liess ein Aufbrausen erwarten, aber er blieb Herr seiner selbst und gestattete, dass man ruhig auseinandersetzte, was man verlangte. Nun mischte sich auch der Präsident des Freistaates in das Gespräch und sprach sich kurz, aber nachdrücklich dahin aus, dass alle unsere Mühe vergebens sein würde, wenn wir nicht das Ergebniss in einem von beiden Seiten unterzeichneten Dokument niederlegten. Mit nicht allzuviel Anmuth gab Wood endlich nach. Major Fraser sollte dann also so ein Ding aufsetzen, und Dr. Jorissen

könnte ihm helfen, aber er wolle keine anderen Unterschriften haben als die der Herren Krüger, Pretorius und Joubert.

Nun stand der Verlängerung des Waffenstillstandes kein Hinderniss mehr entgegen; ein Stein war uns vom Herzen, und während die militärischen Sekretäre ihre Gehirne anstregten, um einen Vertrag aufzustellen, der England möglichst wenig und uns möglichst viel verpflichten würde, drückten wir uns, erfreut über den errungenen Sieg, schweigend die Hände. Doch lief die Feststellung des in neun Artikel getheilten Protokolls noch nicht so glatt vom Stapel. So gab die Fassung des Artikels VI, worin von der Landabtretung die Rede war, die Veranlassung zu vielem Hin- und Her-Ueberlegen, ehe er endlich in der Form festgestellt wurde, die oben bereits mitgetheilt ist. Das Dokument war englisch abgefasst und wurde zwar bei der Verlesung von mir und dem Präsidenten Brand verdolmetscht, aber im englischen Original unterzeichnet. Damals, wie auch später bei der Königlichen Kommission, besass man nicht die Höflichkeit, die Achtung vor der Sprache der Gegenpartei zu zeigen, die der englische Kolonialminister Lord Derby im Jahre 1884 an den Tag legte.

So wurde der Friede zwischen uns, den Vertretern der kriegführenden Parteien, unterzeichnet. Die Königliche Kommission, die später zusammenzutreten sollte, konnte ihm weder etwas hinzufügen, noch davon wegnehmen. Sobald die Ratifikation der von General Wood eingegangenen Verbindlichkeiten, die von der englischen Regierung in London telegraphisch erbeten werden sollte, anlangte, war unser Werk vorläufig beendet, und die im Jahre 1877 feige ermordete Republik in noch nicht ganz drei Monaten von uns aus ihrer Schwachheit wieder aufgerichtet und in ihrer Ehre wieder hergestellt.

Die Ereignisse der zunächst folgenden Tage sind von keiner grossen Bedeutung mehr. Zwar war unser Werk noch nicht vollendet. General Wood hatte, wenn er sich auch innerhalb der Grenzen seiner Machtvollkommenheit gehalten hatte, doch immerhin noch nicht die offizielle Vollmacht, seine Regierung zu binden. Die musste er telegraphisch aus London erhalten. Aber er gab offen zu, dass er an ihrem Eintreffen nicht zweifelte. In Erwartung derselben benutzten wir den Dienstag zu Zusammenkünften mit unseren Leuten und setzten dieselben von dem Geschehenen in Kenntniss. Viele Redner liessen sich hören, und es war herzerhebend, zu sehen, wie fest und warm das Vertrauen des Volkes auf seine Führer blieb. Es kann Niemanden Wunder nehmen, dass das fremde Wort »Suzeränität« Bedenken erregte, die Sache selbst weniger; die angeborene Schlaueit des Afrikaners sah bald genug ein, dass dieses Ungethüm weniger einem Berge als einem Maulwurfshügel glich. Die dornige Grenzfrage erweckte dagegen wiederum Betrübniß. Sehr einmüthig kam man zu dem Beschluss, dass wenn wir, die Diplomaten, uns in unserer

Erwartung getäuscht sähen, und die Königliche Kommission es wagte, Landstriche von einiger Erheblichkeit in Anspruch zu nehmen, in diesem Falle die Soldaten unser Werk wieder würden aufzunehmen haben. Und dem stimmten wir Alle von Herzen zu. Präsident Brand, der mit uns als unser Gast zurückgekehrt war, wohnte einigen dieser Versammlungen mit Aufmerksamkeit bei und überzeugte sich mit eigenen Augen von dem, was in der Seele des Volkes vor sich ging. Weiter entfernte er sich indessen nicht vom Mittelpunkt; auch glaube ich, dass er nicht einmal Zeit gefunden hat, das Lager seiner eigenen Bürger aufzusuchen.

Wir kamen sogleich unserer Verabredung vom vorigen Sonnabend nach und sandten Bericht an Herrn Villiers über den günstigen Ausfall unserer Zusammenkunft. Aber Niemand von den auf dem Nek stehenden Freistättern wollte uns verlassen, ehe die endgiltige Entscheidung gefallen war. Es war dem Präsidenten Brand vorbehalten, der erste Bote der angenehmen Nachricht auf dem Nek zu sein. Er ritt mit uns am Mittwoch wieder nach O'Neil's Haus und nahm aufs Neue an den Verhandlungen jenes Tages theil. Für den Zweck dieses Buches brauche ich über die an diesem Tage geführten Verhandlungen nur sehr wenig zu berichten. Bei unserer Ankunft theilte man uns mit, dass die englische Regierung Sir Evelyn Wood bevollmächtigt habe, die Uebereinkunft vom vergangenen Montag zu ratifizieren.

Das genügte. Was wir sonst an jenem Tage verhandelten, war nur von Interesse für die damalige Zeit und hat heute alle Bedeutung verloren. Hervorheben will ich indessen einen Wunsch Lord Kimberley's, der dahin ging, es möchte noch eine Bestimmung aufgenommen werden, durch welche sich beide Seiten verpflichten müssten, dass die Personen, die in den letzten Krieg verwickelt gewesen seien, um dessentwillen nicht im Geringsten verfolgt, benachtheiligt oder belästigt werden sollten. Unsererseits wurde diesem Wunsch gern entsprochen. Niemand begehrte jetzt etwas Anderes, als Frieden zu haben, einen Frieden, der uns gestatten würde, der unseligen Zwietracht der letzten Jahre ein Ende zu machen.

Es war also nichts mehr zu bestimmen. Es wurde ein neues Dokument ausgefertigt, das diesmal unsererseits ausser durch die Mitglieder des Drei-Männerkollegiums, auch von Mitgliedern des ausführenden Rathes unterzeichnet wurde.

Dem Präsidenten Brand sprach die englische Regierung ihren besonderen Dank aus; hatte doch Wood am Montag Abend nach London telegraphirt: »Brand's Anwesenheit ist unschätzbar gewesen.«

Wir gönnten ihm die Ehre und das Vergnügen, der Herold des Friedens in unserem eigenen Lager zu sein, und während wir noch über allerlei Kleinigkeiten mit dem General Wood verhandelten oder auf die Abschriften der in duplo ausgefertigten Friedensbedingungen warteten, sahen wir den

Präsidenten den Weg nach dem Nek hinaufreiten, der von jetzt ab wieder für den Verkehr geöffnet und nicht mehr gesperrt war.

Es besteht oder bestand eine in grossen Zügen ausgeführte Zeichnung von dem Besuch, den Sir Evelyn Wood und sein Stab Tags darauf auf dem Nek abstatteten. Melton Prior hat den Augenblick gewählt, wo die englischen Offiziere, geleitet vom Generalkommandanten P. J. Joubert und umringt von den Mitgliedern der Regierung und seinem Stab, mit dem Präsidenten Zeuge waren, wie die Reiter in Parademarsch abzogen. Die Anwesenden waren in einem Halbkreis gruppiert, und zwar bei dem grossen Zelt, wo gleich darauf das von uns dem General Wood gegebene Frühstück eingenommen werden sollte. Das war nun das Ende. 700 bis 800 Mann stark hatte ich sie von Heidelberg ausreiten sehen, jetzt waren es an 4000 Wagen, die davon zogen. Der Zeichner hatte einen glücklichen Griff gethan. Deutlich und scharf hoben sich der runde Feldhut, die Kugeltasche, das mit der Rechten getragene Gewehr gegen die schlanken Gestalten der mit dem weissen Helm bedeckten englischen Offiziere ab, die graue Farbe der Einen gegen das leuchtende Roth der Anderen, und die strammen Gestalten, wie z. B. die Brand's und Pretorius', waren sehr gut getroffen. Der englische General reichte dem Buren-General die Hand, und aus Tausenden von Kehlen erschallte ein Hurrah; die Gewehre wurden abgeschossen, und im Triumph stoben sie davon, in vollständiger Ordnung, mit der Hand der Heimath zuwinkend. Nicht ohne Bewunderung sah ihnen der ritterliche Feind nach, der sich selbst gestehen musste, dass er einem seiner würdigen Gegner gegenüber gestanden hatte. Ein paar Stunden blieben wir noch zusammen, während inzwischen das Heer aufbrach und den Nek verliess. Es war kein Halten mehr, die Bürger sehnten sich nach Hause, und soweit man nach Norden sehen konnte, waren die Wege von den weissen Wagendächern bedeckt.

Als wir nach Beendigung des einfachen, aber gemüthlichen Frühstücks unser Zelt verliessen, sahen wir dem englischen General nach, der mit seinem Stabe den Pfad nach dem Nek hinabritt. Als er unseren Augen entschwunden war, blickten wir um uns. Wo war das Lager, wo wir 10 Tage lang soviel Angst und Sorge ertragen hatten? Es war verschwunden; Zelte, Wagen, Alles fort. Dankbar stiegen auch wir zu Pferd und folgten langsam unseren vorausgezogenen Bürgern. Ein einstündiger Ritt brachte uns aus Natal wieder in unser eigenes Land zum Gute van Meek's.

Zum letzten Mal hatte der Generalkommandant noch eine Zusammenkunft, wie es in dem einfachen Stile des hiesigen Staatslebens heisst, bestimmt, um dem Volke zu danken. Erst, wenn das geschehen ist, kann das Bürgerheer sich als entlassen betrachten. Einige kurze, aber feurige Ansprachen wurden gehalten. Die Mitglieder des Drei-Männerkolle-

giums dankten dem Volk und forderten es auf, voller Vertrauen nach Hause zu gehen. Der Friede war unterzeichnet, viel erreicht, wenn auch nicht Alles, aber was noch fehlte, würde später nachfolgen. Ein paar Redner antworteten und sprachen dem General Joubert, oft von Beifallsrufen unterbrochen, ein Wort der Anerkennung aus. Ein einziger Unglücklicher — natürlich ein Mann, der erst an diesem Tage angekommen war, als man nicht mehr zu fechten brauchte — rief ein Wort der Missbilligung aus, wurde aber schnell durch die allgemeine Entrüstung zum Schweigen gebracht.

Am Abend um 6 Uhr waren keine 100 Mann mehr beisammen.

Es ist mir immer ein Räthsel gewesen, welche Gründe England dazu bewogen haben, nachdem nun einmal der Friede unterzeichnet und ferner ausdrücklich vereinbart war, dass die Regierung nach 6 Monaten wieder in unsere Hände gelegt werden sollte, dass es sich noch die Umstände machte, eine Königliche Kommission zu ernennen und herauszusenden. Die Herren, aus denen sie sich zusammensetzte, müssen sich oft ausserordentlich gelangweilt haben. In der Hauptsache waren ja alle wichtigen Punkte festgestellt, und mag man anfänglich in London auch die Absicht gehabt haben, sie zu einer Untersuchungs-Kommission zu machen, deren Bericht die britische Regierung in Erwägung nehmen würde, um darnach zu handeln oder nicht, so war doch die Möglichkeit dazu abgeschnitten; die kriegführenden Parteien hatten einander bereits die Hände gereicht, und Alles, was noch zu thun übrig blieb, war die Regelung der finanziellen Angelegenheiten und anderer untergeordneter Dinge. Und in der That, lange, ehe ihr Bericht London erreichte, regierten wir wieder in Prätoria.

Mitglieder dieser Kommission waren der High Commissioner Sir Hercules Robinson und der Oberrichter der Kapkolonie Sir Henry de Villiers. Ihr Amtsgenosse war der militärische Befehlshaber, zugleich Gouverneur von Natal, Sir Evelyn Wood. Dieser blieb fortwährend in der Minderheit und hat denn auch einen selbständigen Bericht gearbeitet, aus dem seine unverhohlene Feindschaft gegen uns zu Tage trat. An ihm hat es nicht gelegen, dass der Krieg nicht aufs Neue ausbrach. Aber zum Glück für uns hielten die beiden anderen Herren die Waagschale in der Hand und liessen nicht zu, dass ein falsches Gewicht hingeworfen wurde.

Nach dreimonatiger Thätigkeit, erst in New-Castle, später in Prätoria, brachten die Mitglieder der Kommission endlich einen Vertragsentwurf zu Stande, der als die Prätoria-Konvention bekannt ist und am 6. August 1881 von beiden Parteien unterzeichnet wurde.

Vom psychologischen Gesichtspunkt aus ist es interessant, dass sich auf beiden Seiten eine Person fand, die später leugnete oder zu leugnen versuchte, die Konvention unterzeichnet zu haben.

Aber weder Sir Evelyn Wood, noch Herr P. J. Joubert können diese Thatsachen durch ihr Leugnen beseitigen. Ihrer beider Unterschrift prangt ebensogut unter der Konvention wie die der Herren Robinson, de Villiers, Krüger und Pretorius.

Natürlich hatten wir ernstliche Diskussionen, ehe die Konvention zu Stande kam. Einige Einwürfe wurden mehr pflichtmässig gemacht, als in der Erwartung, die Kommission zu einer anderen Auffassung zu bringen. Viele von diesen Bedenken wurden später bei der Ratifikation der Konvention vom Volksrath wiederholt, in der ausgesprochenen Absicht, der englischen Regierung die Ueberzeugung beizubringen, dass wir, durch die Uebermacht gezwungen, um des lieben Friedens willen nachgäben. Diese Nachgiebigkeit unsererseits hat ihre Früchte getragen. Drei Jahre später hat die englische Regierung die Rechtmässigkeit unserer Beschwerden eingesehen und einer Revision der Konvention beigestimmt. So ist z. B. in der Konvention von 1884 die verhasste Suzeränität weggefallen. Einige Artikel des Vertragsentwurfes liessen wir unangetastet; sie wurden dann stillschweigend als angenommen betrachtet. So z. B. der Artikel 1, der mit dem Satze beginnt: »The name of the State hereinafter to be called Transvaal« und worin die Grenzen der Republik angegeben wurden. Die Verfasser glaubten, damit einen stillen Wunsch der britischen Regierung zu verwirklichen. Man hielt in London nicht viel davon, den Namen »Südafrikanische Republik« anzuwenden. Für das Mutterland liegt in diesem Namen etwas ominöses. Wir verhielten uns still und machten die Kommission nicht auf die technische Bedeutung des Ausdruckes »hereinafter« aufmerksam.

Als ein oder zwei Tage nach der Zurückgabe des Landes die Proklamation erschien, die die Einrichtung des Ober-Gerichtshofes ankündigte, wurde darin der Name des Gerichtshofes als Ober-Gerichtshof der »Südafrikanischen Republik« angegeben. Die englische Regierung glaubte darin einen Vertragsbruch zu sehen, weil wir übereingekommen wären, dem Lande in Zukunft den Namen Transvaal zu geben. Wir konnten aufrichtig erklären, dass unsere einzige Abmachung gewesen sei, in diesem Dokument, d. h. im Vertragsentwurf, den Namen Transvaal zu gebrauchen, aber dass wir weit entfernt wären, versprochen zu haben, der Republik ihren alten Namen zu nehmen, und unseren Verdruss nicht verhehlen könnten über den Anschein, als ob man uns auf listige Weise in einen Hinterhalt habe locken wollen.

Vier Jahre nach der Annexion war in Prätoria in geringer Entfernung von der Stelle, wo Herr Melmoth Osborn im Jahre 1877 mit bebender Stimme, für seine eigene Sicherheit zitternd, erklärt hatte, dass Transvaal als englisches Gebiet angesehen werden würde, eine breite Rednerbühne aufgeschlagen, die für hochgestellte englische Beamte be-

stimmt war, nämlich für Sir Hercules Robinson, den Gouverneur der Kap-Kolonie und zugleich High Commissioner, für den kriegerischen Oberbefehlshaber des britischen Heeres in Süd-Afrika und zugleich Gouverneur von Natal, Sir Evelyn Wood, für den hochansehnlichen Vorsitzenden des Ober-Gerichtshofes in der Kap-Kolonie, Sir Henry de Villiers, und für einen grossen Stab von Civil- und Militärbeamten.

Hell leuchteten die drei Kreuze im britischen Wappenfelde auf dem rothen Tuch. Einige der vornehmsten Buren standen zur Rechten und zur Linken. Kanonendonner eröffnete die Vorstellung und Feier; dann erfolgte die Audienz von Hunderten von Kaffernhäuptlingen, die aus Ost und West zusammengerufen worden waren. Darauf that der erstgenannte Würdenträger der Welt kund, dass die Annexion von 1877 aufgehoben sei und ermahnte im Namen der Königin Victoria alle Einwohner Transvaals zum Gehorsam gegen die wiederhergestellte Regierung.

Es war ein Prunkschauspiel, wie England sie liebt, wobei Macht, Glanz und Reichthum entfaltet wurden, wo die schimmernden Uniformen, die flatternden Fahnen, die klingende Musik unter einem hellen Himmel, mit der Staffage der braunfarbigen Eingeborenen, an das Schauspiel eines indischen Durbar erinnerten.

Aber den Veranstalter dieses Schauspiels in Prätoria entging die ernste Lehre, die aus Allem sprach. Ihnen war es um eine Machtentfaltung zu thun. In der tiefen Verachtung, die der Engländer für alle anderen Völker hat, beabsichtigte er, den Eindruck zu erwecken, als ob die Wiederherstellung der transvaalischen Republik ein Gnadengeschenk des unumschränkten Herrschers der Welt wäre.

Wir sahen darin einen Beweis für die Gerechtigkeit der Weltgeschichte. England, das im Jahre 1877 das Völkerrecht mit Füßen trat, musste an derselben Stelle, wo es sein Unrecht beging, jetzt dasselbe eingestehen und die gekränkte Ehre wieder herstellen.



1881—1896.

1881 - 1890

Es liegen jetzt mehr als fünfzehn Jahre zwischen der Wiederherstellung unserer Unabhängigkeit und heute, ein Zeitraum von zwei-, dreimal grösserer Zeitdauer als der vorausgehende. Doch werde ich mich über diese Jahre kurz fassen können.

Diese fünfzehn Jahre gehören der Geschichte der wiederhergestellten Republik an, und es würde eine lächerliche Eitelkeit von mir sein, hier zu berichten, was ich von den Jahren 1879—81 zu sagen berechtigt war, dass meine Geschichte mit der Geschichte der Republik zusammenfalle.

Als Staatsprokureur war ich der politische Rathgeber der Regierung, auch in allen juristischen Angelegenheiten, denn der Staatsprokureur ist gleichzeitig Landesadvokat und vertritt den Staat in allen Civilklagen.

Sehr bald brachen verdriessliche Unruhen an den westlichen Grenzen aus; die Buren drangen über die Grenzen, zum Theil vom Selbsterhaltungstrieb veranlasst, um sich gegen die Angriffe Montsioas und Mankoranes zu schützen. Ueber drei Jahre war Bechuana-Land der Schauplatz von allerlei Streifzügen. Zwei kleine Republiken, Stella-Land und Gosen-Land, entstanden.

Die britische Regierung mischte sich in diese Zwistigkeiten. Eine langwierige, oft höchst unangenehme Correspondenz zwischen der Regierung und dem britischen Residenten gab mir mehrmals Gelegenheit, meinem Freunde, dem damaligen Staatssekretär E. Bok zur Seite zu stehen. Es wurde kein Brief von der Regierung abgesandt, der nicht vorher meiner Genehmigung unterbreitet worden wäre, wenn er nicht von mir entworfen war. Meine hauptsächlichste Beschäftigung war indessen meine praktische Thätigkeit als Chef des öffentlichen Ministeriums und als Landesadvokat.

Als im Juni oder Juli 1882 der Hauptrichter Kotzé sein Amt niederlegte und eine Anstellung als Richter in der Kap-Kolonie annahm, wurde ich von der Regierung zum stellvertretenden Hauptrichter ernannt. Auf meinen Rath ernannte der Staatspräsident den Richter M. de Villiers aus dem Freistaat zum Hauptrichter, der indessen die Stelle ablehnen zu müssen glaubte.

Durch diese Weigerung machte er es Herrn Kotzé, dem inzwischen sein Schritt leid geworden war, möglich, das Amt wieder zu übernehmen und aufs Neue als Haupttrichter zu fungiren.

Zwei Gründe bewogen mich, im folgenden Jahre nach Europa zu gehen. Nach der Anstrengung der letzten vier Jahre sehnte ich mich nach Erholung und Ruhe, und auch meine Frau fühlte Heimweh nach dem alten Vaterlande. Dazu kam die Hoffnung, dass eine zeitweilige Abwesenheit viele kleine Misshelligkeiten aus dem Wege räumen würde. Man hat doch nicht straflos an der Spitze der Dinge gestanden.

Die argwöhnische Vermuthung, dass ich nach Höherem strebe, paarte sich mit dem Neide um die Stelle, die ich einnahm.

Aber die mächtigste Triebfeder zu einer Reise nach Europa fand ich in den dornigen Zuständen an der südwestlichen Grenze, in dem später unter dem Namen Bechuanaland bekannt gewordenen Gebiet. Wie ich bereits bemerkte, nahm die Correspondenz zwischen der britischen Regierung und uns allmählich eine ungünstige Wendung. Ich fürchtete einen neuen Zwist mit England und wollte nach London gehen, um die Angelegenheit direkt mit dem Kolonialminister Lord Derby zu besprechen und womöglich eine Abänderung der Konvention von 1881 und eine Grenzberichtigung im Westen zu erlangen.

Ich legte Herrn Krüger diesen Plan vor und erklärte mich bereit, ohne offiziellen Auftrag und ganz auf meine Rechnung zu gehen, wenn man meine Ankunft offiziös anzeigen wolle. Eine solche halbamtliche Mission hatte den grossen Vortheil, dass dabei von einem Misserfolge keine Rede sein konnte. Glückte es mir, in London ein offenes Ohr für mein Anliegen zu finden, und würde man dort bereit sein, die von uns gewünschten Aenderungen zuzugestehen, dann konnte man mir eine offizielle Botschaft durch einen oder zwei Kollegen senden.

Fiel dagegen die Sache anders aus, dann war nichts verloren. Ich hatte die Regierung in keiner Weise gebunden, und wir waren vor einer diplomatischen Niederlage bewahrt geblieben.

Herr Krüger schloss sich meiner Ansicht an, und durch den Staatssekretär der Republik wurden die Gouverneure von Natal und der Kap-Kolonie in gehöriger Form von meiner Reise benachrichtigt, und durch letzteren gelangte die Kunde an den Staatssekretär für die Kolonien nach London.

Ich war in London sehr glücklich. Kein Wunder! Lord Derby war ein höchst kühler, aber absolut ehrlicher Staatsmann, über alle kindische Sucht, ein kleines Land zu plagen, hoch erhaben und rechtschaffen genug, um die Berechtigung unserer Wünsche einzusehen. Er erkannte an, dass der Rechtszustand der Republik vom Standpunkte des internationalen

Rechtes ein ungünstiger und unverdienter war. Wir waren vollständig unabhängig gewesen, bis wir mit Gewalt annektirt wurden; mit bewaffneter Hand hatten wir uns dem Zwange entzogen; England war grossmüthig gewesen und hatte uns beinahe Alles zurückgegeben, was wir vor 1877 gehabt hatten, hatte sich aber unrechtmässiger Weise noch eine Art Suzeränität vorbehalten.

Der britische Minister gab mir deutlich zu verstehen, dass er auf der letzteren nicht bestände. Von meinem Thun und Lassen erstattete ich allwöchentlich meiner Regierung Bericht. Da ich sah, dass ich auf dem Wege war, das gewünschte Ziel zu erreichen, frug mich unser Staatssekretär in einem vertraulichen Schreiben, wen ich ausser mir als Abgesandten für die Revision der Konvention zu haben wünschte.

Im Anfang des Juli 1883 war ich endlich im Stande, zu telegraphiren, dass die britische Regierung bereit wäre, Abgesandte zu empfangen, um über die Revision der Konvention von 1881 zu verhandeln. An demselben Tage, als ich dies am Morgen nach Prätoria kablete, kam im Laufe des Nachmittags ein Telegramm des Inhalts, dass Dr. Jorissen seines Postens enthoben wäre.

Gern würde ich hier die Feder niederlegen, aber ich bin mir selbst schuldig, wenn auch ohne alle Leidenschaft, auseinander zu setzen, wer die Anstifter dieser ungerechtfertigten und für mich tief beleidigenden Handlung gewesen sind. Und weshalb? Hat doch noch in diesem Jahre Dr. H. Müller, als er in »Männer von Bedeutung« eine biographische Skizze von dem Präsidenten Krüger entwarf, mittheilen zu müssen geglaubt, dass ich entlassen worden sei, weil ich mich mit dem Volksrath nicht vertragen konnte.

Ein thörichterer Einfall ist kaum denkbar. Der Staatsprokureur hat wenig mit dem Volksrath zu thun. Nur hier und da wird er aufgefordert, in einer Rechtsfrage seinen Rath zu geben.

Im Jahre 1882, das meiner Entlassung vorausging, war ich stellvertretender Hauptrichter und habe also keiner einzigen Versammlung des Volksrathes beigewohnt. Die letzte Volksrathssitzung, der ich als Staatsprokureur beiwohnte, war die vom November 1881, und damals herrschte zwischen dieser hochansehnlichen Körperschaft und mir das grösstmögliche Einvernehmen. Unsere hauptsächlichste Thätigkeit war damals die Berathung der Konvention und ihre Genehmigung.

Die mir gegebene Entlassung ist die Folge des Gelüstes einiger Leute in Prätoria gewesen, als Vertreter der Republik eine Reise nach Europa zu machen und mit der britischen Regierung das Werk der Revision der Konvention von 1881, das ich mit so gutem Erfolge begonnen hatte, fortzusetzen. Meine Person stand ihnen im Wege.

Nichts würde der Billigkeit und der guten Sitte mehr entsprochen haben und leichter gewesen sein, als meinen Platz in versöhnlicher Weise

anderweitig zu vergeben, ohne mich irgendwie zu kränken. Ich war Landesbeamter mit Urlaub. Eine einfache Benachrichtigung seitens des Staatssekretärs hätte genügt; Lobsprüche und eine Danksagung für das von mir Erreichte nicht geschadet . . . und ich wäre wohl gezwungen gewesen, zurückzukehren und die Aufgabe des Abschlusses der Verhandlungen Anderen, die mir meine Erfolge missgönnten, zu überlassen.

Vor den Augen der Welt hätten wir Freunde bleiben können. Warum nicht? Im Gedränge der Politik wird man fortwährend bei Seite geschoben oder schiebt bei Seite. Das würde ich mir wohl haben gefallen lassen müssen; tout aurait été pour le mieux dans la meilleure des républiques.

Man hat es aber für angezeigt gehalten, einen anderen Weg einzuschlagen und einer geradezu feigen, ja sogar verbrecherischen Handlungsweise den Vorzug gegeben. Ich bin überzeugt, dass die Absicht bestanden hat, mich moralisch zu ermorden. In der Sitzung des Volksraths von jenem Jahre wurde eine Kommission für finanzielle Angelegenheiten eingesetzt. Diese erstattete einen ausführlichen Bericht, der sich grösstentheils mit den Unterhandlungen der Regierung mit der niederländischen Handelsgesellschaft zum Zwecke der Errichtung einer Nationalbank beschäftigte. Die Verhandlungen hatten kein Ergebniss gehabt, und das Misslingen des Planes wurde von den Berichterstattern meinem Einfluss zugeschrieben und dabei insinuiert, dass ich mich dabei von dem Wunsche hätte leiten lassen, eine andere Bank-Konzession, die von einem gewissen Loibl ausgegangen war, zu unterstützen, wobei man mir finanzielle Interessen unterstellte. Es ist traurig, sagen zu müssen, dass hochgestellte Personen, Richter sogar, die Verfasser dieses boshaften Berichtes waren. Es ist eine in der Geschichte unserer republikanischen Einrichtungen unerhörte Thatsache, dass Mitglieder des obersten Gerichtshofes sich dazu erniedrigen, die Berichterstatter eines Volksraths zu werden und ein Urtheil über Personen und Dinge abzugeben, über welche sie von Amtswegen ersucht werden konnten, ihre Ansicht auszusprechen.

Sobald jener Bericht in meine Hände kam, habe ich sofort öffentlich in einer Broschüre unter dem Titel »Mijn Advies«<sup>\*)</sup> darauf geantwortet. Gleichzeitig mit diesem Bericht erschien im »Patriot«, dessen Miteigenthümer und Chefredakteur Herr S. J. du Toit war (dieser Herr du Toit war auch Mitglied der Volksraths-Kommission für Finanzangelegenheiten), eine Reihe ekelhafter Beschuldigungen gegen mich.

Sie wurden in einer besonderen Broschüre gedruckt, aus Paarl nach Transvaal gesandt und zu Hunderten über das ganze Land verbreitet mit der bestimmten Absicht, die öffentliche Meinung gegen mich zu vergiften.

<sup>\*)</sup> Utrecht 1883 bei J. C. Beyers.

Als eine Probe der niedrigen Gesinnung, vielleicht sage ich besser der Dummheit, des Verfassers führe ich die Beschuldigung an, dass Dr. Jorissen eine Summe von etwa 600 Pfund, die in seiner Verwahrung gewesen, in der Kriegszeit unterschlagen haben sollte. Wie kam man zu dieser Ziffer? Aus den von mir selbst eingereichten Rechnungen, worin ein Posten dieses Betrages als Schlusssumme vorkommt. Ob sie das nicht verstanden haben, will ich dahingestellt sein lassen, aber nicht ihre unverzeihliche Absicht, einen Verdacht auf mich zu werfen. Der Credit-Saldo (um dies nebenbei mitzutheilen) war mir im Herbst 1881 bei meinem Wegzuge aus Heidelberg von Herrn E. Bok eingehändigt und durch denselben unmittelbar bei der Filiale der Standard-Bank in Heidelberg eingezahlt. Diese Summe muss einer der ersten Posten in den neuen Büchern des Generalschatzmeisters nach dem August 1881 gewesen sein. Dieser Beamte hätte die Herren auf das Unanständige und Thörichte ihrer Behauptung aufmerksam machen können.

Nichts wurde gespart, kein Mittel unversucht gelassen, meinen guten Namen zu besudeln. Selbst Niederländer, die ausgesandt waren, Beziehungen zwischen den Niederlanden und Transvaal anzuknüpfen, wurden von den Verschworenen gewonnen und liessen sich, höchst entrüstet über Dr. Jorissen's schlechtes Betragen, dazu gebrauchen, allerlei schlimme und entehrende Gerüchte über mich nach den Niederlanden gelangen zu lassen. Es ist ihnen zu meinem tiefen Kummer gelungen, die öffentliche Meinung in den Niederlanden hinsichtlich meiner Person auf falsche Fährten zu leiten. —

Ich Thor! Ich glaubte, ich könnte in den Niederlanden stolz das Haupt erheben, als einer, der in Transvaal die Ehre und den Namen der Niederländer hochgehalten hatte; man wusste es aber anders und besser.

Als nun die Zeit der Erfüllung gekommen war, thaten die Verschworenen den letzten Schlag. In geheimen Sitzungen des Volksrathes wurde über meine Person wiederholt verhandelt, mehr noch in den »Kajuitsraden«. Mit diesem alten Seemannsausdruck, der noch aus der Zeit der ersten freigelassenen Bürger aus Kapstadt (aus Riebeek's Zeit), die wahrscheinlich meistens entlassene Matrosen waren, datirte, wurden die geheimen, oft nächtlichen Besprechungen bezeichnet, wo so mancher Volksrathsbeschluss vorbereitet wurde.

Der Boden war bereitet und die Saat reif. Bei den Verhandlungen über den Voranschlag für das Jahr 1884 kam auch das Gehalt des Staatsprokureurs vor. Es wurde der Antrag gestellt, dasselbe von 650 auf 1000 Pfund zu erhöhen. Unschuldiger konnte man sich nicht stellen . . . , aber einer der edlen Landesväter fühlte sich beschwert, eine so hohe Summe zu bewilligen, da der Würdenträger vielleicht nicht die nothwendige Befähigung besässe. Edle Gewissensbeschwermiss! . . . .

So dachte Herr S. J. du Toit, der Leiter des Unterrichtswesens und Kandidat für eine Reise nach Europa, auch darüber und formulirte sofort auf einem grossen Stück Papier den berüchtigten Volksrathsbeschluss, wobei in einem Athem das neue Gehalt des Staatssekretärs bestimmt und zugleich der gegenwärtige Inhaber des Amtes, der die Befähigung und Qualität für dieses Amt vermissen liess, mit dem 1. August des nächsten Jahres entlassen wurde.\*)

Du Toit's Antrag ging mit einer kleinen Mehrheit im Volksrath durch.

Dieser verächtliche Volksrathsbeschluss, verächtlich, weil ein Beamter ohne Untersuchung aus erlogenen Gründen entlassen wurde, während der Mann Advokat und als solcher durch zwei oberste Gerichtshöfe in gehöriger Form zugelassen war, fand leider einen Platz in der offiziellen Ausgabe der »Lokale Wetten«.

Inzwischen hatte ich eine grosse Genugthuung. Die Briefe meiner Freunde, die einstimmige Ansicht der Presse jeder Nationalität brachte mir die Bezeugung einer allgemeinen Sympathie.

Nach so vielen Jahren sehe ich auf das damals Geschehene mit kalter Ruhe herab. Der Mann, dem ein missleiteter Völkerrath die Qualität für den Staatsprokureur absprach, wurde im Jahre 1890, ohne dass in seiner wissenschaftlichen Stellung sich irgend etwas änderte, zum Mitglied des obersten Gerichtshofes ernannt, auf Anrathen des Obergerichts, das dem Ausführenden Rath die Versicherung gab, dass Dr. Jorissen dazu die wissenschaftlichen Kenntnisse besässe.

Viele dieser Verschwörer sind vom Schauplatze verschwunden. Ein Anderer, der sein Unrecht eingesehen, hat mich um Vergebung gebeten und sie erhalten.

---

Von unserer Reise, die wir im Februar 1883 angetreten hatten, kamen wir ein Jahr später nach Prätoria zurück. Ich hatte aufgehört, mit der Regierung in Beziehungen zu stehen. Der frühere vertrauliche Umgang mit Herrn Krüger war unwiderruflich vorbei. Es lag und liegt auch jetzt noch nicht in seinem Charakter, ein Unrecht offen anzuerkennen und öffentlich wieder gut zu machen. Wer von den Alten hat doch gesagt, dass man den hasst, dem man geschadet hat? . . . .

Wenn indessen guter Rath nöthig war, hat man ihn oft bei mir gesucht und gefunden. So, als nach der Rückkehr der Abgesandten (Krüger, S. Smit und S. J. du Toit) aus Europa in Folge des wahnsinnigen Verhaltens der Regierung der kaum geschlossene Vertrag von 1884 gebrochen

---

\*) Diese Einzelheiten findet man in den Briefen von Bok und meinem Sohne S. G. Jorissen.

wurde und ein Krieg mit England drohte; dann jetzt erst im Jahre 1896 bei dem Einfall Jamesons.

Wer diese Blätter liest, der behalte wohl im Auge, dass ich nicht Geschichte schreibe, sondern nur die Meilensteine meiner Laufbahn kennzeichne. Mein Urtheil über die Unruhen im Jahre 1884, die für unsere Republik so bedrohlich waren, findet man in dem zweiten Theile meiner »Herinnerungen en Waar-schuwingen«, die ich unter dem Titel »Die Friedensunterhandlungen zu Langenek im Jahre 1884« herausgegeben habe. Ich schrieb das Buch gerade im Hinblick auf die Unruhen, die in der Geschichte als die Bechuanaland-Frage bekannt sind.

Nach meiner Rückkehr suchte und fand ich Beschäftigung als Advokat. Zwei Gründe verhinderten mich, praktizierend aufzutreten. Der oberste Gerichtshof war aus Personen zusammengesetzt, die alle drei öffentlich gegen mich aufgetreten waren. Und dann hatte mein Sohn, S. G. Jorissen mit seinem Freunde F. B. Tobias ein Bureau als Sachwalter und Advokat aufgemacht, und es war daher rathsam, dies vorerst nicht durch ein Auftreten meinerseits zu stören.

Eine Vakanz im Volksrath von Prätoria bewog die Einwohner dieser Stadt, mich als Kandidaten aufzustellen, und ich errang einen leichten Sieg über den Regierungskandidaten Herrn Skinner. Zwei Jahre lang kam ich meinen Verpflichtungen als Mitglied des Volksrathes nach, bis zum Juli 1886; dann reiste ich wieder nach Europa.

Es war uns gelungen, den Herren van den Wall Bake und Cluysenaer die ihnen verliehene Konzession zum Bau einer Eisenbahn, die Prätoria mit Lourenço Marques und dem Meere verbinden sollte, zu erhalten. Eine starke Opposition machte sich gegen diese Eisenbahn geltend. Von Seiten der Kapkolonie waren, natürlich unter der Hand, alle Mittel in Bewegung gesetzt, um die Konzession im Volksrath für verfallen erklären zu lassen, aus dem Grunde, weil die für die Ausführung bestimmte Zeit verstrichen wäre.

Die Regierung hielt sich wacker, nämlich Präsident Krüger und der eben erst auf dem Schauplatze erschienene Staatsprokureur Dr. W. J. Leyds.

Wir hatten einen schweren Kampf im Volksrath, aber die Herren Jan Celliers, Heystek und einige Andere wirkten mit mir zusammen, um die Bestrebungen der anderen Seite lahm zu legen. In einer privaten Zusammenkunft bei dem Staatspräsidenten zwangen wir die Gegner, Farbe zu bekennen und den einfachen aber aufrichtigen Mitgliedern des Volksraths, denen die Unabhängigkeit der Republik am Herzen lag, vor Augen zu führen, dass der Widerstand gegen diese Eisenbahn von dem Bestreben ausginge, Transvaal für immer an Händen und Füßen gebunden an die Kapkolonie auszuliefern.

Es ist merkwürdig, wie diese Eisenbahn im Jahre 1876, als Burgers nur erst die ersten schwachen Schritte eingeleitet hatte, die uns zu einem freien, von England unabhängigen Seehafen bringen mussten, alle Kaufmannsherzen in Durban, East London, Port Elisabeth und Kapstadt in eine lichterlohe Gluth der Entrüstung versetzt hatte. Sie flüchteten zu ihrem einzigen Retter, dem Lord Carnarvon, und überzeugten ihn, dass die Buren so unbarmherzige Bedrücker der Kaffern wären, dass der edle Lord nicht anders konnte, als den willigen Shepstone nach Prätoria zu senden, um der Republik und den verhassten Eisenbahnplänen ein Ende zu machen. Das Monopol der englischen Häfen war damit gerettet.

Im Jahre 1881, sogleich nach der Zurückgabe des Landes, war es mein Werk gewesen, eine Eisenbahn-Kommission ernennen zu lassen, als deren Vorsitzender ich fungirte. Wir liessen die Elandsvallei vermessen und traten mit der portugiesischen Regierung in Unterhandlungen, damit sie uns einen geschickten Ingenieur senden möchte, der die Trace der Eisenbahn auf portugiesischem Gebiet und auf unsere Kosten auch in der Republik vermessen sollte. So kam Herr Machado zu uns.

Gestützt auf diese Vorarbeiten konnte die transvaalische Deputation, die nach dem Abschluss der Konvention von 1884 nach dem Festlande hinüberfuhr, die Eisenbahn-Konzession an Niederländer, wie Maarschalk, Groll und van den Wall, verleihen.

Seitdem waren zwei Jahre verstrichen. Zwei von den Konzessionsberechtigten und wohl die eifrigsten, Maarschalk und Groll, starben, und an Stelle des ersteren trat der Ingenieur Cluysenaer, an die des letzteren ein Sohn desselben. Die durch die Konzession für die Bildung der Gesellschaft bestimmte Zeit war beinahe abgelaufen. Die Inhaber der Konzession beantragten eine Fristverlängerung, indem sie darauf hinwiesen, wie schwer es wäre, eine Anleihe unter passenden Bedingungen abzuschliessen; die Regierung unterstützte dies Gesuch. Diesen Moment benutzten die Gegner für ihre Opposition.

Der Volksrath liess sich aber nicht irre führen und verlängerte den Termin für die Ausführung der Konzession.

Es kam nun darauf an, die niederländischen Herren von der Nothwendigkeit zu überzeugen, mit ihrer Schultern Kraft das Rad jetzt in Bewegung zu setzen. Um das meinige dazu zu thun, ging ich nach Holland. Ich konnte mit der grossen Genugthuung zurückkehren, dass eine Gesellschaft gebildet und das nothwendige Kapital für den Bau der Eisenbahn gefunden war. Indessen, das war nicht mein Werk.

Nach meiner Rückkehr im August 1887 liess ich mich als Advokat und Sachwalter in Prätoria nieder. Meiner Zugehörigkeit zum Volksrath hatte diese Körperschaft im Jahre 1886 durch einen Beschluss ein Ende gemacht, durch welchen die Vertretung der Städte aus Sparsamkeits-

rücksichten abgeschafft wurde. Es ist für das Land schade darum, dass der Volksrath bei wachsendem Reichthum diesen Beschluss nicht widerrufen hat.

Der Ober-Gerichtshof bestand damals aus den Herren Kotzé, Esselen und Jorissen. Im Jahre 1888 wurde ich von der Regierung aufgefordert, eine Richterstelle in Johannesburg einzunehmen, die durch die schnelle Ausbreitung dieser wie Jona's Baum über Nacht aufgeschossenen Stadt nothwendig geworden war.

Im Jahre 1889 verlor ich meinen ältesten Sohn, S. G. Jorissen, Richter am obersten Gerichtshof.

Im folgenden Jahre bot mir die Regierung einen Platz in demselben Kollegium an. Während der letzten sechs Jahre habe ich dort einen angenehmen und ruhigen Wirkungskreis gefunden, der für einige Zeit, ich will nicht sagen auf angenehme, aber sicher auf interessante Weise durch den bewaffneten Einfall der Chartered-Company in unseren Staat gestört wurde.

Natürlich nahm ich lebhaften Antheil an der Bekämpfung dieser jüngsten Probe britischer Anmaassung.

Ich habe nicht die Absicht, die Geschichte dieses Einfalles zu schreiben, dazu fehlen die thatsächlichen Unterlagen; aber dem Leser wird es vielleicht nicht unangenehm sein, einige Details aus den ersten Januartagen des vorigen Jahres zu vernehmen.

Am Montag, den 30. Dezember 1895, machte eine kleine Anzahl einflussreicher Einwohner Prätorias dem Präsidenten und dem Ausführenden Rath ihre Aufwartung. Wir waren über die bevorstehende Volksversammlung vom 6. Januar 1896 zu Johannesburg, die Charles Leonard in seinem Manifest angekündigt hatte, unruhig und fürchteten, dass an diesem Abend ein Aufruhr ausbrechen würde. Nach unserer Ansicht musste die Regierung auf ernste Reformen bedacht sein; wenn auch der von den Führern in Johannesburg angeschlagene Ton ungehörig und beinahe frevelhaft war, so waren doch nicht alle ihre Beschwerden eingebildet und mit vielen ihrer Wünsche stimmten wir ihnen bei. Der Staats-Präsident hörte aufmerksam zu, blieb zwar in einigen Punkten anderer Meinung, liess aber doch in eine bereits abgefasste Proklamation einen neuen Satz einfügen, der die Aussicht auf Reformen eröffnete.

Während wir zusammen plauderten, kam Herr Piet Joubert hastig herein und erzählte, dass er von dem Landdrosten von Zeerust die telegraphische Nachricht erhalten habe, dass britische Truppen bei Malmani die Grenze überschritten hätten. Wir starrten uns ungläubig an, aber ein zweites und drittes Telegramm brachte die Bestätigung, und wir mussten wohl das Unglaubliche glauben.

Blitzschnell verbreitete sich die Nachricht über ganz Südafrika. Unsere Regierung telegraphirte sofort an den stellvertretenden Staats-

Präsidenten des Oranje-Freistaats, um seine Hilfe zu erbitten. Sie war durch die Potchefstroom-Konvention dazu berechtigt. Der stellvertretende Staatspräsident des Freistaates antwortete, dass man sich in Prätoria unnöthige Besorgniss mache; er habe aus guter Quelle die Aufklärung empfangen, dass die »Mounted Police« der Chartered-Company, die in Bechuanaland zusammengebracht wäre, auf einem Richtwege durch Transvaal nach Mashonaland zurückginge.

An demselben Montag kommt eine hochgestellte Persönlichkeit von ihrer Sommerwohnung nach Kapstadt, hört von dem Einfall, zieht an gehöriger Stelle Erkundigungen ein und erhält die beruhigende Versicherung: Die »Mounted Police« geht auf einem »short cut« über Transvaal nach Mashonaland.

Ein geachteter Einwohner von Transvaal begegnet auf der Strasse einem in Bechuanaland und Mashonaland wohlbekannten Bürger von Transvaal und fragt, was er von dem Einfall denke? Die Antwort lautet:

Unsinn, die Polizei geht auf einem »short cut« nach Mashonaland zurück.

Alles war, wie man sieht, berechnet. Man war sogar darauf bedacht gewesen, die natürliche Beunruhigung, die man als Folge der ersten Nachricht von dem Einfall vorhersehen konnte, einzuschläfern. Daher war an drei Stellen, Hunderte von Meilen von einander entfernt, dieselbe beruhigende Antwort in Bereitschaft, eine Antwort, die auf den ersten Augenblick nicht unwahrscheinlich war und auf alle Fälle darauf berechnet und dazu bestimmt war, Jameson zur Ausführung seines höllischen Planes Zeit zu verschaffen und den Widerstand der Bürger zu lähmen.

Als die Wahrheit noch an demselben Tage an's Licht kam, ertönte ein Schrei der Entrüstung durch ganz Südafrika. Doch ich vergesse, eine Ausnahme war allerdings da: In den Bureaux der Chartered Company zu Kapstadt flossen Ströme von Champagner.

Es versteht sich von selbst, dass wir Tage grosser Aufregung durchzumachen hatten, die noch vergrössert wurde durch allerlei, oft sehr unsinnige Gerüchte, z. B. dass bewaffnete Johannesburger auf dem Wege nach Prätoria seien.

Am Sylvesterabend wurde ich noch spät aus meinem Bette nach dem Hause des Präsidenten geholt, wo wir bis 3, 4 Uhr Nachts zusammen waren. Glücklicherweise blieb es bei dem blossen Schrecken. Am Donnerstag war der Gefahr des Jameson'schen Einfalls bereits ein Ende gemacht.

Mit bemerkenswerther Klugheit, unvergleichlicher Schnelligkeit und kühlem Bedacht hatten die Buren den Eindringling umzingelt und gezwungen, sich zu ergeben. Alles war freiwillig geschehen; freiwillig verliessen die Bürger ihre Wohnung, ohne dass ihnen seitens des General-Kommandanten Anweisungen gegeben waren.

»Was nun mit Jameson und seinen Genossen anfangen?« das war die schwierige Frage, die wir zu beantworten hatten. Als wir — ich meine damit den Staatspräsidenten, die Mitglieder des Ausführenden Rathes, den stellvertretenden Staatssekretär, den Staatsprokureur, meine Amtsgenossen, Kotzé, Ameshoff und mich (die in der ersten Hälfte des Januar regelmässig den Sitzungen des Ausführenden Rathes als Rathgeber beiwohnten) — als wir endlich zu einem Beschlusse über diese Frage gekommen waren, wurde die Antwort vorläufig geheim gehalten, weil man den Schein vermeiden musste, die Unterwerfung der Johannesburger Empörer durch Nachgiebigkeit erkaufen zu wollen, und vor Allem auch, weil das Volk zu Rathe gezogen werden musste. Wir mussten der allgemeinen Zustimmung zu der sicher sehr ungewöhnlichen Maassregel, die wir ergreifen wollten, sicher sein.

Es wird am Sonnabend gewesen sein, als wir über diese Angelegenheit Beschluss fassten, ungefähr in dem Augenblick, als Sir Hercules Robinson, der High Commissioner der Kapkolonie, Prätoria erreichte. Am darauf folgenden Montag fand eine Unterredung statt. Ein Jahr zuvor hatte er unsere Eisenbahn-Feste mitgefeiert. Damals war seine Haltung stolz, wenn nicht gar hochmüthig. Trotz seiner 70 Jahre hielt er sich kerzengerade und bewegte sich mit elastischer Geschmeidigkeit. Jetzt trat er gebeugt, auf einen Stock gestützt in unser Berathungszimmer, dankbar für das Sopha, das man für ihn, den Podagraleidenden bereit hielt. Auch moralisch glich er schon mehr einem gebrochenen Mann und zeigte nichts mehr von dem Stolz eines römischen Prokonsuls, den die englischen hohen Beamten sich so gern zum Vorbilde nahmen.

Seine Aufgabe war peinlich. Er war nicht von uns eingeladen worden. Im Gegentheil, wir hatten sein Anerbieten zwei Tage lang unbeantwortet gelassen und ihm dann erst Kenntniss gegeben, dass wir es annähmen, um ferneres Blutvergiessen zuvorkommen. Ausser Jameson's Bande musste auch Johannesburg bezwungen werden. In ihrem leichtsinnigen Uebermuth und ihrer prahlerischen Grossmüligkeit hatten die Herren »reformer« uns durch eine Kommission vermelden lassen, dass sie 14 000 Gewehre und zwölf oder vierzehn Kanonen hätten. Sie kämen, so hatten sie gesagt, mit der Büchse in einer Hand und böten die andere als Freunde, verlangten aber: Ja, was nicht alles. . . .

Als nun Sir Hercules Robinson den Präsidenten anredete und seine Missbilligung über den Einfall aussprach, begann er über die Nothwendigkeit von Reformen zu sprechen. Der Präsident trat ihm sofort entgegen und erklärte, dass man über keinen anderen Gegenstand verhandeln könne, als über Maassregeln, um ferneres Blutvergiessen zu verhüten. Johannesburg müsste die Waffen abliefern.

»Ja, unter welchen Bedingungen?« . . .

Jorissen.

»Bedingungslos. . . .«

»Dann fürchte ich, dass sie sie nicht abliefern werden« . . .

»Dann werde ich sie holen« . . . —

Hierauf beschränkte sich die Besprechung, die eine gute Stunde währte und auch die einzige war. Vergebens versuchte Sir Hercules, den Präsidenten auf andere Gedanken zu bringen.

Mit unerschütterlichem Ernst und beinahe eisiger Ruhe wiederholte Krüger seine Worte und fügte noch hinzu, dass er Johannesburg nur 24 Stunden Zeit gebe, um seinem Verlangen zu entsprechen.

Die Macht, um unseren Worten Nachdruck zu verleihen, war vorhanden. In dem Zeitraum einer Woche waren gegen 12 000 bewaffnete Bürger zusammengekommen und hatten sich zwischen Prätoria und Johannesburg gelagert.

An demselben Tage, Nachmittags 4 Uhr, fand eine andere Unterredung statt, die nach meinem Urtheil einer der ergreifendsten Momente aus jenen Tagen genannt werden darf. Man hatte die in Prätoria anwesenden Kommandanten zum Ausführenden Rath eingeladen, um ihnen mitzutheilen, dass die Regierung beschlossen habe, Jameson und seine Genossen der englischen Regierung auszuliefern, damit sie von dieser gerichtet würden. Einmal der Zustimmung der Kommandanten sicher, konnte man annehmen, dass das Volk dem Plane Beifall schenken werde. Dem Präsidenten Krüger blieb es natürlich vorbehalten, die Sache vorzuschlagen und zu vertheidigen. Wir wären, so sagte er, zu unserem Beschlusse durchaus nicht aus einem Gefühl der Humanität oder Grossmuth gekommen, sondern aus rein politischen Motiven. Wenn das Urtheil hier zu Lande gesprochen würde, würde das Schicksal wenigstens der Anführer nicht zweifelhaft sein. Sei es, dass sie vor das Kriegsgericht gestellt würden oder vor den Ober-Gerichtshof, so würde das Todesurtheil über sie verhängt werden und er, der Präsident, würde nicht in der Lage sein, Gnade walten zu lassen. Was konnte uns aber an dem Leben dieser Menschen gelegen sein? Tausende von Engländern leben in unserem Lande, und so gerechtfertigt das Urtheil, so wohlverdient der Tod auch sein möchte, die sieben oder neun Hingerichteten würden als ebensoviel Märtyrer gegolten und den Riss zwischen den Bürgern und den Engländern beinahe unheilbar gemacht haben. Viel leichter war es, England in diese schwierige Lage zu versetzen. Und selbst wenn die Missethäter in England nicht bestraft werden sollten, würde der Vortheil noch auf unserer Seite sein, weil alsdann die trutzige Nation den letzten Anspruch darauf verlieren würde als civilisirte Nation zu gelten. Es war der beste Trumpf, den wir ausspielen konnten.

Heftig und leidenschaftlich war der beinahe allgemeine Widerstand der Kommandanten, obschon nur zwei oder drei, aber von den vor-

nehmsten und einflussreichsten sprachen. Vier Stunden lang hat Krüger gerungen. Es war in der That ein moralischer Ringkampf. Sechs-, siebenmal stand er auf und beschwor in immer pathetischeren Ausdrücken »seine Brüder, seine Freunde« doch der Ansicht des Ausführenden Rathes und der Rathgeber desselben zu vertrauen.

Endlich erklärte er, wenn sie denn nicht anders wollten, gut, dann wolle er die Sache in ihren Händen lassen, aber dann mache er sie auch verantwortlich für die Folgen.

Zwei Abgesandte des Oranje-Freistaates, die Herren Klijnveld und Fischer, hatten gleich uns Allen in athemlosem Schweigen gelauscht und dem Schauspiel zugesehen, wie ein kraftvoller Mann kämpfte, um Widerwillige mit sich zu reissen. Sie baten um Erlaubniss, ein Wort sagen zu dürfen und Beide redeten den Kommandanten in bewegten Worten zu.

Von der Rede des Herrn Klijnveld sind mir einige Sätze im Gedächtniss geblieben. »Brüder,« sagte er, »hört doch auf die weisen Worte Eueres Präsidenten, er hat Recht; vor 25 Jahren waren wir genöthigt, in Bloemfontein einen Engländer zu tödten. Er hatte sein Urtheil verdient, und es war in gesetzlicher Weise gefällt worden. Und doch darf noch heute beinahe nicht einmal darüber gesprochen werden, oder die Leidenschaften beginnen zu kochen, und zwischen dem Afrikaner und dem Engländer bricht Zwiespalt aus.

Viel schlimmer wird es hier sein, wenn ihr den Dr. Jameson und seine Genossen richtet, ihr müsset die Todesstrafe über sie verhängen; aber dieses Urtheil wird das Zusammenwirken der beiden Nationalitäten für ewig unmöglich machen.«

Nun schlug die Stimmung um. Herr Schalk Burger wandte sich an seine Amtsgenossen und sprach: »Brüder, ich kann mich in den Vorschlag der Regierung nicht finden, aber ich verstehe, dass wir uns vor der grösseren Weisheit des Staatspräsidenten beugen müssen. Ich betrachte es als unsere Pflicht, uns für überzeugt zu halten, dass er in politischen Dingen grössere Kenntniss und Einsicht besitzt als wir.

Darum schlage ich Euch vor, dass wir einstimmig den Beschluss fassen, die Angelegenheit des Dr. Jameson in die Hände des Präsidenten und des Ausführenden Rathes zu legen. Ihren Beschluss werden wir bei dem Volk vertheidigen«. Und so geschah es.

Vier volle Stunden hatte die Versammlung gedauert. Dann wurde der britische Agent, Herr Jacobus de Wet, gerufen und ihm der Beschluss mitgetheilt, mit dem Ersuchen, dem High Commissioner Kenntniss davon zu geben. Herr de Wet war über so viel Edelmuth von Seiten der tiefbeleidigten transvaalschen Regierung sichtlich betroffen, und sicherlich hat er, als er am folgenden Tage nach Johannesburg ging, um die Aufrührer

zur friedlichen Abgabe der Waffen zu bewegen, von unserer Grossmuth einen heilsamen Gebrauch gemacht, um ihren Widerstand zu überwinden.

Sir Hercules Robinson nahm den Vorschlag mit beiden Händen an und liess uns durch den britischen Sekretär, Sir Graham Bower, Dank sagen. Ich habe diesen letzteren im Verdacht, dass er weniger für den Plan eingenommen gewesen ist, da nach einigen Tagen allerlei kleine Beschwerden zur Sprache gebracht und uns als Hindernisse in den Weg geworfen wurden.

Sir Graham Bower hatte offenbar dieselbe Ansicht, die Herr Dicey in der Septemhernummer der Fortnightly Review von 1896 darlegt. Dieser bekannte englische Schriftsteller nimmt es dem High Commissioner sehr übel, dass er den Vorschlag der Buren angenommen hat. Er erweist uns die Ehre, in unserem Beschluss mehr List als Edelmuth zu finden und kann als ächter Jingo seinen Aerger darüber nicht verbergen, dass man den Buren nicht überlassen hat, selbst die Missethäter zu bestrafen. Die Folgen würden sehr zu ihrem Nachtheile ausgeschlagen sein.

Indessen siegte der gesunde Menschenverstand, und der Gouverneur von Natal kam nach Prätoria, um die Uebernahme der Gefangenen selbst zu regeln.

Johannesburg beugte den Nacken, lieferte die Waffen aus, und am 10. Januar publizirte der Präsident eine versöhnende Botschaft. Ich hatte dieselbe entworfen.\*)

Die britische Regierung, die sich hinsichtlich des Raubzuges von Rhodes und seinen Gesellen unwissend stellte, blieb bei dieser Haltung, und Mr. Chamberlain versuchte es, durch unverschämte Sendschreiben die Regierung der Republik ins Unrecht zu setzen und sie für die aufrührerische Bewegung in Johannesburg moralisch verantwortlich zu machen. Es lag nicht auf dem Wege der Regierung, sich mit einem hitzköpfigen englischen Kolonialminister in eine Diskussion einzulassen. Indessen musste ihm der Standpunkt klar gemacht werden. Es war mir ein grosser Genuss, unaufgefordert meinem Lande diesen Dienst zu erweisen, und ich habe Herrn Chamberlain unsere Meinung über seine Haltung in sehr deutlichen Ausdrücken zu erkennen gegeben.\*\*)

Es wurde mir jetzt möglich, noch einmal eine Reise nach Europa anzutreten, die für mich viele angenehme Erinnerungen an schöne Landschaften und reiche Kunstschatze bietet und mir besonders durch das oftmalige oder wiederholte Zusammentreffen mit bedeutenden und einflussreichen Persönlichkeiten interessant geworden ist.

\*) Siehe Anmerkung No. 6.

\*\*) Siehe Anmerkung No. 7.

In London war es eine Lust, die freimüthige Entrüstung über den Einfall der Chartered Company in unser Land aussprechen zu hören. Der 80jährige Sir George Grey, ehemaliger Gouverneur der Kapkolonie, Leonard Courtney, ein alter Freund von Transvaal, der Exminister John Morley, Professor Lecky und last not least Herr Labouchere von der »Truth« sprachen ihre Meinung in deutlichen Worten aus: England ist doch nicht ganz und gar verdorben.

Und das Festland von Europa?

Ein Strom der Sympathie mit uns fließt durch alle Lande ohne Unterschied. Natürlich spielt das politische Sonderinteresse dabei auch seine Rolle. England macht Gebrauch davon, ist heute gegen Frankreich in Tonkin nachgiebig, um morgen Deutschland wieder einmal einen Dienst zu erweisen; aber man möge sich in England nicht täuschen.

Die europäische Sympathie für uns wird noch bei Weitem übertroffen durch das allgemeine Gefühl des Abscheus, den man vor England hat. Es ist eine allgemeine und wohlbegründete Ueberzeugung, dass die britische Nation beinahe niemals, und das will viel sagen, eine niedrigere Rolle gespielt hat als im Jahre 1896.

Während ich diese Zeilen schreibe, ist Cecil Rhodes auf der Reise nach England, um sich vor einer parlamentarischen Kommission zu verantworten. Ganz Südafrika hält den Blick auf England gerichtet. Wer hat Recht? Wahrscheinlich Rhodes, aber jedenfalls England. Es gehört nicht zu den Unmöglichkeiten, dass der loyale Afrikaner — ich habe hier den Afrikaner in den britischen Kolonien im Auge — sich schämen wird, länger einer Nation anzugehören, die das Recht des Schwachen mit Füßen tritt.

Was ich nicht erwartet habe, noch während meiner Lebenszeit verwirklicht zu sehen, das würde dann ziemlich schnell zu Stande kommen; die von mir im Jahre 1881 vor dem Volksrath des Freistaates ausgesprochene Hoffnung würde dann erfüllt werden:

»Die Freiheit wird in Afrika auferstehen, gleich der Sonne aus den Morgenwolken, so wie die Freiheit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bereits auferstanden ist; dann wird vom Sambesi bis an die Simonsbai das Wort gelten: Afrika den Afrikanern!« (Letzte Worte der »Petitie van Rechten«.)





Anmerkungen und Erläuterungen.

---

Veränderungen der Bevölkerung

No. 1a. (Siehe Seite 27).

Auszug aus der Rede des Lord Carnarvon bei Gelegenheit der zweiten Lesung des Gesetzentwurfes, betreffend den südafrikanischen Bund, im Hause der Lords.

Wir haben es, glaube ich, Sir Theophilus Shepstone's Einfluss zu danken, dass nicht bereits überall an den Grenzen der europäischen Niederlassungen Feindseligkeiten ausgebrochen sind. Wirklich sind uns hier zu Lande Gerüchte zugekommen, wonach er sein Vorhaben, Transvaal mit Waffengewalt zu annektiren, bekanntgegeben habe. Es scheint mir, dass man die Sprache, die Sir Theophilus geführt haben soll, ausserordentlich übertrieben hat. Seine Worte waren offenherzig, aber dennoch versöhnlich und gemässigt, und die Lokal-Regierung hat sie denn auch in einem gewissen freundschaftlichen Geiste aufgenommen. Er erkennt vollkommen die Bedeutung der Streitfrage zwischen den Einwohnern und Behörden in Transvaal und hat nicht gezögert, die ernstliche Gefahr, die der gegenwärtige Zustand in sich birgt, anzudeuten und den Leuten zu sagen, dass die Regierung Ihrer Majestät den Handlungen und Geschehnissen, die den Anlass zu einem allgemeinen Ausbruch geben könnten, nicht gleichgiltig zuschauen könne; doch, wenn man auch die Einwohner mit aller Freundschaft und Duldsamkeit behandle und abwarte, was sie zu ihrer eigenen Rettung thun könnten, so sieht er doch vorher, dass dies einmal ein Ende haben wird, nach welchem es unmöglich sein wird, ferner eine abwartende Stellung einzunehmen.

Auch ich, der ich weiss, wie ein grosser Theil des Volkes in Transvaal unter britische Regierung zu kommen wünscht, habe ein Vorgefühl, dass Transvaal nichts Anderes als ein britischer Staat werden kann.

Es ist nicht mein Verlangen, diesen Staat zu annektiren, wenn es vermieden werden kann. Wir haben Gebiet genug und übergenuß in Südafrika; ebensowenig brauche ich zu sagen, dass ich kein unwilliges Glied in diesem Bunde zu haben wünsche.

Hansard, 23. April 1877.

p. p. 1649.

No. 1b. (Siehe Seite 27).

Auszug aus der Predigt des Bischofs Colenso, gehalten am 12. März 1879 und unmittelbar darnach von David & Sons in Pieter-Maritzburg veröffentlicht.

Haben wir denn in der Vergangenheit »gerecht gehandelt«? Welcher Kolonist zweifelt noch daran, dass der unmittelbare Anlass zu diesem Zulukrieg und ebenso dem unlängst geschehenen grossen Unglück, die Annexion von Transvaal gewesen ist, zu der wir, wie die Buren klagen, auf krummen Wegen gekommen sind, »wie ein Dieb in der Nacht«; sie klagen, dass wir sie ihrer Rechte beraubt und ihr Land in Besitz genommen haben. Wir wissen Alle, dass, als der Staatssekretär am 23. April 1877 von seinem Sitz im »Haus der Lords« sagte: »Was die unterstellte Drohung hinsichtlich der Annexion von Transvaal betrifft, so hat man die Worte des Sonderkommissionärs sehr übertrieben«, Transvaal bereits am 12. April annektirt worden war, auf Grund von Anweisungen, die er selbst Monate vorher gegeben hatte. Ohne Zweifel hatte er sich durch den Schein grosser Uneinigkeit unter dem transvaalischen Volke und durch den Schein eines allgemeinen Verlangens desselben nach der Annexion täuschen lassen, während, wie wir wissen, dieses Verlangen hauptsächlich von Engländern geäussert wurde, von denen die meisten erst vor Kurzem in's Land gekommen waren, und keineswegs von der grossen Menge der alt-holländischen Bevölkerung. Er war natürlich auch tief betroffen gewesen über die Berichte, die ihm hinsichtlich der Zustände im Lande zu Ohren gekommen waren, über die Schwachheit der Regierung, den leeren Staatsschatz, das Missglücken der Kriegsunternehmungen gegen die Eingeborenen und die von einigen Buren bei mehreren dieser Zusammenstösse verübten grausamen Gewaltthätigkeiten. Aber diese Gewaltthätigkeiten wurden von ihren eigenen Landsleuten verurtheilt, und die Freundschaftsdienste, Rathschläge und Hilfe, die erst angeblich und später wirklich angeboten sein sollen, hätten viel dazu beitragen können, um gerade zu machen, was in der Staatsmaschine krumm, und stark zu machen, was schwach war, sowie zur Abstellung der anderen Mängel, über die geklagt wird. Und auf diese Weise würde zu gleicher Zeit der Grund zu einer warmen und dauernden Freundschaft zwischen den beiden weissen Nationen gelegt worden sein, welche binnen Kurzem, wenn nicht zu einer

willigen Vereinigung, doch auf alle Fälle zu einem glücklichen Bunde unter britischer Flagge geführt haben würde, ein Ereigniss, das eines Jeden Verlangen sein muss, sobald die Zeit gekommen ist. Aber nein, wir konnten nicht warten, bis der Bund direkt gewünscht wurde, er war der Götze des Augenblicks. Warten, bis er durch den gewöhnlichen Lauf der Dinge zu Stande gekommen sein würde, durch den schrittweisen, aber sicheren Umwandlungsprozess der Natur, würde zu lange gedauert haben. Und so geschah es, und wir sandten einige von unseren Beamten aus, um an dem Werke zu helfen, nebst 25 Männ von unserer berittenen Polizei, wirklich eine kleine Truppe dem Anscheine nach, aber eine genügende bewaffnete Macht zur Erreichung des Zieles, das man im Auge hatte, im Verein mit einer leicht erreichbaren Truppe Soldaten an den nördlichen Grenzen und mit den dahinterstehenden englischen Herren; denn wir wussten sehr gut, und die Buren wussten es auch, dass, sobald nur ein einziger Schuss in der Hitze auf diese Truppe abgefeuert würde, die gewalthätige Unterwerfung und vielleicht Verwüstung ihres Landes die sichere und schnelle Folge gewesen sein würde.

No. 2. (Siehe Seite 46).

In Sir Bartle Frère's Biographie findet sich eine merkwürdige Seite<sup>\*)</sup>. Er oder sein Biograph weiss zu erzählen, dass bei der Zusammenkunft in Kleinfontein über wichtige Angelegenheiten gesprochen worden sei.

Mein Gedächtniss bewahrt eine sehr abweichende Erinnerung an das Geschehene.

Martineau berichtet, dass Sir Bartle Frère, nachdem er einige Minuten gesprochen hatte, seinen Zuhörern mittheilte, dass er Piet Joubert in Maritzburg eine Botschaft für die Buren mitgegeben habe. »Aber,« sagte M. W. Pretorius »wir haben davon niemals etwas gehört.«

»Gut, schickt nach Joubert und ruft ihn her,« sagte Frère.

Joubert war nicht im Zelt und konnte im ersten Augenblick nicht gefunden werden, so dass von allen Seiten gerufen wurde: »Piet Joubert, Piet Joubert!« Zuletzt, nach vielem Zaudern, kam er sehr unwillig und tief beschämt ins Zelt.

»Habe ich Ihnen nicht das und das erzählt, Herr Joubert?« sagte Frère.

»Ja.«

»Haben Sie nicht verstanden, dass Sie diese Botschaft zu überbringen hatten?«

»Ja.«

»Gut, warum sind Sie dann so ungehobelt gewesen, die Botschaft nicht zu überbringen? . . . . Entfernen Sie sich aus dem Zelt, ich bin fertig mit Ihnen« . . .

Ich weiss nicht, wie ich diese Behauptungen gebildet bezeichnen soll. Nach meiner Ueberzeugung ist jedes der hier gesprochenen Worte eine Lüge.

Der High Commissioner stand vollständig unter dem Eindruck des höflichen, aber kühlen Empfanges der Buren. Diese waren dort die Herren, und es ist undenkbar, dass ein durchreisender Mann, und wäre er auch der High Commissioner von Südafrika, sich einen solchen Uebergriff erlaubt haben würde. Ueberdies ist es Thatsache, dass der Generalkommandant P. J. Joubert im Zelt und bereit war, jedes Wort Sir Bartle Frère's zu beantworten.

Die ganze Erzählung steht auf einer Linie mit den bombastischen Berichten von Rider Haggard bei der Annexion vom 12. April 1877.

<sup>\*)</sup> The life and correspondence of Sir Bartle Frère by Martineau, Theil II, Seite 296.

No. 3. (Siehe Seite 47)

Denkschrift an Ihre Majestät die Königin von Grossbritannien und Irland u. s. w.

Die Unterzeichneten, Eurer Majestät bescheidene Bittsteller, legen ihre Bitten zu Eurer Majestät Füßen mit dem ganzen Ernste, der Männern innewohnt, die zwei Jahre lang für ihre Rechte mit den Waffen der Ordnung und des passiven Widerstandes gestritten haben und die noch immer dabei verharren.

Sie richten jetzt den Blick auf Eure Majestät als die Quelle des Rechtes und bitten Sie um ihr Recht. Sie flehen darum mit einer Demuth, beinahe gleich der, mit der wir uns vor dem Allmächtigen Gott in den Staub beugen. Vor zwei Jahren, am 12. April 1877, wurde unsere freie und unabhängige Republik im Namen Eurer Majestät von Sir Theophilus Shepstone annektirt.

Diese furchtbare Thatsache, die Unterdrückung einer armen, schwachen, aber ruhigen Bevölkerung, ist ohne Beispiel in der Geschichte.

Diese Thatsache steht in direktem Widerspruch mit feierlichen Versprechungen von Eurer Majestät Regierung, im Widerspruch mit der heiligen Treue, die man dem Vertrag schuldig ist, der durch die Vertreter Eurer Majestät und die Vertreter unseres Volkes im Jahre 1852 am Sandflusse gegenseitig vereinbart worden ist.

Eurer Majestät Regierung selbst, hat durch Eurer Majestät höchsten Vertreter in Südafrika mehr als einmal und ausdrücklich vorgeschrieben, den Buchstaben und den Geist des Vertrages von 1852 zu achten.

Wir haben darauf 25 Jahre lang Ruhe und Frieden gehabt und in vollkommener Freundschaft mit den Vertretern Eurer Majestät in Südafrika, mit den Kolonisten, gelebt. Als z. B. Eurer Majestät Kolonie Natal mit den Kaffern durch den Kaffern-Rebellen Langalibalele in Schwierigkeiten gerieth, hat die Republik mit ihrer Hilfe nicht zurückgehalten, so dass dann auch im Parlamente dieser Kolonie der Republik der Dank für ihre Hilfe und Unterstützung ausgesprochen worden ist.

Und noch mehr.

Als Sir Theophilus Shepstone in Prätoria verweilte, haben die Regierung und das Volk der Südafrikanischen Republik in feierlichem

Beschlusse erklärt, dass sie geneigt seien, mit der Regierung Ihrer Majestät in den anderen Kolonien zusammen zu wirken in Allem, was der Eintracht und Wohlfahrt Südafrikas dienen könne.

Eure Majestät, wir waren schwach und zwei Jahre vorher noch schwächer, weil wir gerade einen Krieg mit einem aufrührerischen Kaffernhäuptling geführt hatten, einen Krieg, der gerade beendet war.

In diesem Augenblick annektirte Sir Theophilus Shepstone die Republik.

Er war durch Eurer Majestät Regierung unter anderen Umständen ausgesandt worden.

Unwahre und verkannte Berichte, die nach England gelangt waren, hatten dem Staatssekretär für die Kolonien eine falsche Vorstellung von den hier herrschenden Zuständen gegeben.

Statt Eurer Majestät Regierung treu und nach der Wahrheit zu berichten, was er hier vorfand, hat Sir Theophilus Shepstone unwahre Berichte nach England gesandt und den Schein erweckt, als ob die Bevölkerung zu Gunsten einer Annexion eingenommen sei. Die Wahrheit ist, dass listige Betrüger Viele zum Unterzeichnen von Adressen veranlasst haben, die sie nicht verstanden.

Es sind Menschen, die wir nicht besser bezeichnen können, als mit den Worten des High Commissioners: fremde Glücksucher, die dem Land so wenig am Herzen liegen, wie das Land ihnen, haben die Republik verrathen.

Wie sehr Sir Theophilus Shepstone seine Befugnisse überschritten hat, geht aus den Worten seiner Instruktion hervor, worin ausdrücklich steht, dass er in Uebereinstimmung mit dem gesetzgebenden Rath des Landes zu handeln habe.

Nun hat aber der Volksrath feierlich zu erkennen gegeben, dass er die Unabhängigkeit des Landes aufzugeben nicht gewillt sei, aber, wie oben bereits gesagt worden ist, zu Allem bereit sein würde, was zur Eintracht und der Wohlfahrt von Eurer Majestät Kolonien in Südafrika führen könne.

Wie hat nun Sir Theophilus Shepstone Eurer Majestät Regierung zur Billigung der Annexion bewegen können? Durch die unwahren Berichte, dass die grosse Mehrheit des Volkes für die Annexion wäre.

Das Gegentheil liegt jetzt so klar zu Tage, dass es keines weiteren Beweises bedarf.

Wie hat Sir Theophilus Shepstone das Land annektiren können, ohne dass die Bürger mit den Waffen in den Händen Widerstand leisteten?

Eure Majestät, wir bedauern tief, es sagen zu müssen, aber wir können nicht anders als die Wahrheit sprechen. Er hat es gethan mit List, Betrug und Bedrohung. Nachdem er ins Land eingezogen war mit

der feierlichen Erklärung, dass er als Vertreter Eurer Majestät, als Freund zu Freunden komme, um Beschwerden aus dem Weg zu räumen, und in dieser heiligen Eigenschaft von uns mit Freundschaftsbeweisen überschüttet wurde, hat er kurz darauf im Ausführenden Rath Land und Volk mit den Barbaren bedroht, mit denen Eurer Majestät tapfere Truppen jetzt in Zululand einen blutigen Krieg führen.

Er hat an derselben Stelle und bei derselben Gelegenheit uns mit der bewaffneten Macht der von ihm bereits an den Grenzen versammelten Truppen Eurer Majestät bedroht, denen er dann auch am Tage der Annexion den Befehl zum Einmarsch gab, und trotzdem schrieb er Eurer Majestät Regierung, dass er sich aller Dinge streng enthalten habe, die nach Bedrohung aussehen.

Darauf hat unsere Regierung beschlossen, nicht zum Schwerte zu greifen, um das Blutbad zu verhüten, womit Sir Theophilus Shepstone sie bedroht hatte.

Majestät, wir haben davon bitteren Kummer geerntet, da es scheint, dass wir, statt unsere Sache gestärkt zu haben, für so schwach angesehen werden, dass man sich Alles mit uns erlauben darf.

Uns, die wir nicht zum Schwert haben greifen wollen, gerade um alles Elend der Kaffernkriege zu verhüten, uns macht man den Vorwurf, die Ursache dieser Kriege zu sein.

Inzwischen, seit zwei Jahren, ist Vieles aufgeklärt, auch hinsichtlich dieser Sache. Wir wissen, dass in Kurzem auch der letzte dunkle Punkt aufgehellt werden wird, und Eure Majestät werden sehen, durch wen die Eingeborenen-Stämme so aufgestachelt worden sind.

Aber nein, Majestät, wir leben noch immer des Vertrauens, dass wir durch unsere abwartende Haltung in den Augen Eurer Majestät mehr gewonnen als verloren haben, dass Eure Majestät uns dankbar sein werden, dass wir durch unseren passiven Widerstand Ihre Regierung vor dem Vergiessen unschuldigen Blutes bewahrt haben, bewahrt vor dem Gräuel, das Volk, nachdem man seine Freiheit ermordet hat, als Aufständische mit Feuer und Schwert zu verfolgen.

Zwei Jahre haben wir nun protestirt. Der Protest wurde im Jahre 1877 durch zwei Beamte der Republik nach London gebracht, aber der damalige Staatssekretär für die Kolonien hat der Deputation sogleich zu verstehen gegeben, dass er kein Wort von der Annexion hören wolle.

Als diese Deputation zurückkehrte und ihren negativen Erfolg meldete, stand das Volk wie ein Mann auf und sandte sogleich eine zweite Deputation mit einer Denkschrift, die von Tausend und Aber-tausenden unterzeichnet war, um den Geist des Volkes zu zeigen.

Auch dieser Deputation schenkte der damalige Staatssekretär für Kolonien kein Gehör.

Bei der Rückkehr dieser Deputation war das Volk tief erbittert, und statt sich zu unterwerfen, beschloss es, auszuhalten.

Es glaubte, dass die bevorstehende Ankunft des High Commissioners Eurer Majestät das Mittel sein würde, um ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. Hier war, sprach es, zum erstenmal ein hochgestellter Beamter, der einzige Vertreter Eurer Majestät in Südafrika, der sich nun mit eigenen Augen überzeugen konnte, auf welcher Seite das Recht und die Wahrheit war.

Aber die erste Zusammenkunft des Gesandten unseres Volkes, des Herrn P. J. Joubert, mit dem High Commissioner von Südafrika am 4. Februar 1879 in Pieter-Maritzburg war erfolglos.

Herr P. J. Joubert theilte durch die Zeitung mit, dass er einen Bericht über seine Thätigkeit an einer bestimmten Stelle erstatten würde, und ohne das geringste Ersuchen, ohne irgend welchen Zwang erschienen Tausende von Männern daselbst und warteten auf Eurer Majestät High Commissioner einen Monat lang. Aber Seine Excellenz erklärte, dass er nicht die Befugniss hätte, die Annexion ungeschehen zu machen, gab uns indessen das Versprechen, unsere Wünsche wahrheitsgemäss Eurer Majestät vorzustellen. Das ist dann auch durch Seine Excellenz geschehen.

Was Seine Excellenz uns im Namen Eurer Majestät anbot, kann mit einem Wort bezeichnet werden. Es sind unschätzbare Freiheiten, aber sie sind nicht die Freiheit, und die wollen wir zurück haben. Es sind kostbare Freiheiten, ohne welche auch ein freies Volk noch unglücklich ist, aber es sind eben die Freiheiten, die wir bis zum 12. April 1877 besessen haben, und die uns Sir Theophilus Shepstone genommen hat. Kein Volk, das Achtung vor sich selbst hat, kann sich den Verlust seiner Freiheit durch eine theilweise Rückgabe dessen abkaufen lassen, was es einst besessen hat.

Wir berufen uns auf den Bericht über diese Zusammenkunft mit Eurer Majestät High Commissioner, um den Ernst, den heiligen Willen des Volkes zu kennzeichnen.

Was konnten wir Anderes thun?

Müssen wir zum Schwerte greifen?

Wir können Eurer Majestät nicht verbergen, was in diesem Augenblick in Prätoria, der alten Hauptstadt unserer Republik, geschieht. Es ist eine offene Stadt, voll von Hausgesinde, Frauen und Kindern. Eine handvoll Truppen Eurer Majestät liegt daselbst. Ihre dortigen Vertreter haben befohlen oder zugelassen, dass in den offenen Strassen Verschanzungen und Brustwehren aufgerichtet sind. Privatgebäude sind mit Schiesscharten versehen.

Warum? und gegen welchen Feind? Gegen uns, das wahre Volk der Südafrikanischen Republik.

Ist ein klarerer Beweis erforderlich, dass die Annexion gegen den Willen des Volkes ist, als dass nach zwei Jahren die Hauptstadt des Landes auf diese Weise gegen das Volk geschützt werden muss?

Es scheint, dass man uns dazu verleiten will, ein Blutbad anzurichten, und wir sind sicher, dass dies Eurer Majestät Missfallen ebenso erregen, wie es uns unaussprechlich bekümmern würde. Umsomehr, wenn Eure Majestät vernimmt, dass unter den Vertheidigungsmitteln auch Dynamit verwendet wird. Wir wollen nicht entscheiden, ob nicht auf diese Maassregel die Missbilligung der Verwendung explodirender Kugeln anwendbar ist, deren der damalige Staatssekretär für Kolonien im Jahre 1876 die Republik, obwohl zu Unrecht, verdächtigte. Der edle Lord nannte dies eine barbarische Art der Kriegsführung. Muss es denn zu einem Kriege kommen? Es kann Ihr Wille nicht sein, ebensowenig wie es unser Wunsch ist.

Eure Majestät können nicht über unwillige Unterthanen regieren wollen.

Wir flehen Eure Majestät an, machen Sie diesem unerträglichen Zustande ein Ende und beauftragen Sie Ihren High Commissioner in Südafrika, uns unseren Staat zurückzugeben.

Unwillige Unterthanen, Eure Majestät, aber aufrichtige, treue Buren wollen wir sein. Vor drei Jahren hat die Südafrikanische Republik ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, einer Konferenz beizuwohnen, um die allgemeinen Interessen Südafrikas zu besprechen, nachdem sie von Lord Carnarvon eingeladen war, über den Bund zu verhandeln. Vor zwei Jahren hat unser Volksrath beschlossen, wie oben gesagt ist, und im Namen des Volkes der Südafrikanischen Republik wiederholen wir diese Versicherung feierlich: »An Allem, was die Eintracht und die Wohlfahrt der verschiedenen Staaten Südafrikas fördern kann, wollen wir mitarbeiten, jetzt und immerdar«.

Zum Schluss sind wir glücklich, erklären zu können, falls bei Eurer Majestät noch Zweifel bestehen sollten, ob wir wirklich die übergrosse Mehrheit vertraten, dass uns nichts angenehmer sein wird, als dies durch die Abstimmung der Bürger entscheiden zu lassen.

Wir haben die Ehre, uns zu nennen Eurer Majestät unterthänige Diener.

Namens des Volks-Comités:

M. W. Pretorius, M. J. Viljoen.      W. Eduard Bok,  
Vorsitzende.                              Sekretär.

Kleinfontein, 16. April 1879.

No. 4a. (Siehe Seite 76.)

Heidelberg, 10. März 1881.

An den hochwohlgeborenen Herrn P. A. Cronjé, stellvertretenden General-Kommandanten, zu Potschefstroom.

Hochwohlgeborener, gestrenger Herr!

Anbei übersende ich Ihnen ein höchst wichtiges Schriftstück, das uns zur Dankbarkeit gegen den Herrn stimmen muss. Da ich im Begriffe bin, nach den Drakensbergen zu gehen, muss ich die Hauptpunkte kurz berühren.

1. In diesem Vertrage werden wir als Buren-Regierung anerkannt; als Vertreter der Buren-Regierung unterzeichnet General Joubert das Dokument. Weigert man sich daher, uns als Buren-Regierung anzuerkennen, so ist der Vertrag hinfällig, und wir können weitere Maassregeln ergreifen und erforderlichen Falles die auszusendenden Vorräthe anhalten.

2. Es ist ihre Pflicht, dem Major Winsloe von der Uebereinkunft zwischen Wood und Joubert Kenntniss zu geben, aber der Waffenstillstand beginnt bei Ihnen am Mooirivier nicht, ehe die Vorräthe ankommen und Ihnen zur Besorgung übergeben sind. Vor dieser Zeit haben Sie die Freiheit, die Kriegsoperationen fortzusetzen.

3. Die Vorräthe sollen nur für acht Tage berechnet sein. Sie müssen daher von dem Major sich genau angeben lassen, wie viel Personen im Lager sind, um darnach zu berechnen, wie viel Sie gewähren können.

Ich werde in Wolseley's militärischem Taschenbuch nachsehen lassen, wie gross die gewöhnlichen Rationen für den Tag sind, und Ihnen sogleich davon Nachricht geben.

4. Wenn die Vorräthe ankommen und abgeliefert sind, beginnt der Waffenstillstand; aber wie Sie aus General Joubert's Brief sehen, bedeutet der Waffenstillstand nur einen Stillstand des Kampfes und Gelegenheit zur Verproviantirung für die Truppen. Sie dürfen nicht aus ihrem Lager, nicht aus ihrer Stellung, und Niemand darf zu ihnen gehen.

5. Ich richte Ihre Aufmerksamkeit dringend auf General Joubert's Brief. Er hat recht. Es kommt jetzt für uns darauf an, auszuhalten, alle Leute aufzubieten, und wenn, was Gott verhüte, der Engländer keinen regelrechten Frieden schliessen will, sofort mehr als je bereitzustehen und

unsere Freiheit bis in den Tod zu vertheidigen. Ich ersuche Sie, General Joubert's Befehlen nachzukommen.

6. Es wird Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein, dass Niemand von den Leuten, die die Vorräthe bringen, in das Lager gehen oder Verbindung damit unterhalten darf; seien Sie auf Ihrer Hut vor Verrath.

7. Bieten Sie Winsloe an, falls er Verwundete in seinem Lager habe, dieselben hinauszubringen und fortführen zu lassen, wie es in dem Vertrage steht.

8. Lassen Sie mich hier noch bemerken, um die Leute zufriedenzustellen, wenn sie vielleicht Bedenken haben gegen die Versorgung des Lagers mit Proviant für acht Tage, dass wir verpflichtet waren, dies zuzugestehen, weil es unter den civilisirten Völkern ein allgemeiner Gebrauch ist; wir konnten also nicht anders. Und nach unserer innigen Hoffnung ist der Friede wohl abgeschlossen, ehe die acht Tage vorbei sind.

9. Noch eine erfreuliche Nachricht. Der Volksrath des Oranje-Freistaates hat beinahe einstimmig einen Beschluss gefasst, worin er unsere Rechte als freies Volk und uns als Schwesterstaat anerkennt und England ersucht, dem Kriege mit uns ein Ende zu machen. Präsident Brand wird am 15. März auch auf den Drakensbergen sein, um seinen Einfluss zu Gunsten des Friedens geltend zu machen. Ich ersuche Sie, Nachricht von allen diesen Dingen und Abschriften der Dokumente nebst einer Abschrift dieses Schreibens an Sie nach Rustenburg zu senden.

Ich habe die Ehre u. s. w.

(gezeichnet) S. J. P. Krüger.

In dem Brief des Generals ist von Schlachtvieh die Rede; ich ersuche Sie, dem zu entsprechen.

No. 4b. (Siehe Seite 76).

Bei Mount Prospect, 6. März 1881.

Bedingungen eines Waffenstillstandes zwischen dem englischen  
und dem Buren-Heere.

Gegenwärtig bei der Versammlung:

Engländer:	Buren:
Sir Evelyn Wood.	Herr P. J. Joubert.
Major Fraser, R. E.	Herr D. C. Uys.
Capt. Maude.	Herr C. J. Joubert.
Herr Thornburgh Cropper.	Herr G. H. Fouché.
	Herr A. J. Vorster (Dolmetscher).

Es sei bemerkt, dass der Zweck des vorgeschlagenen Waffenstillstandes der ist, Herrn Krüger Zeit zu geben, die Vorschläge des verstorbenen Sir G. Colley zu erwägen und zu beantworten, sowie alle ferneren Vorschläge zu bedenken, die zwischen den beiden respektiven Parteien zu dem Zweck gemacht werden sollten, um über die Differenzpunkte zu einer friedlichen Lösung zu gelangen.

Ich, Evelyn Wood, erkläre Namens Ihrer Majestät britischer Regierung, und ich, Pieter Joubert, erkläre Namens der transvaalschen Buren-Regierung, die Feindseligkeiten von Mittags, den 6. März 1881, bis Mitternacht von Montag, den 14. März 1881, einzustellen, und zwar unter folgenden Bedingungen:

Art. 1. Jede Partei verspricht, während dieser Zeit keine Vorwärtsbewegung aus ihrer gegenwärtigen Stellung zu machen, weder durch bewaffnete Patrouillen, noch durch Spione; Jeder behält die Freiheit, sich innerhalb seiner eigenen Grenzen zu bewegen.

Art. 2. Sir Evelyn Wood oder sein Nachfolger hat die Freiheit, Proviant und Brennholz für acht Tage, aber keine Munition durch die Burenlinien an alle seine Garnisonen in Transvaal zu senden, wenn er dies für nöthig hält.

Die Buren-Beamten übernehmen die weitere Sendung an solche Garnisonen und verpflichten sich ebenso, wie die britischen Garnisonen, die Feindseligkeiten für acht Tage, von der Ankunft des Proviantes ab,

einzustellen; alle Personen, die mit dem Wagen gesandt werden, sollen mit dem Wagen zurückkommen, ohne indessen die Plätze, wohin sie gesandt werden, betreten zu dürfen; sie dürfen auch nicht zur Verstärkung der Garnisonen, denen sie Proviant bringen, zurückbleiben. Derartige Personen, Wagen und Begleiter sollen als neutral angesehen werden, bis sie wieder innerhalb der britischen Linien sind.

Art. 3. Pieter Joubert übernimmt es, von den Bedingungen des Waffenstillstandes sogleich den betreffenden Garnisonen und den Buren-Kommandanten daselbst Kenntniss zu geben; er wird seinen Einfluss geltend machen, um diese Kommandanten dazu zu bestimmen, allen Verwundeten in den genannten Garnisonen zu gestatten, dass sie sich hinter die britische Grenzlinie nach Natal begeben.

Evelyn Wood, Majoor-generaal.

P. J. Joubert, Commandant-generaal.

No. 5. (Siehe Seite 101.)

Dritte Proklamation.

Im Namen des Volkes der Südafrikanischen Republik unter Anrufung Gottes um seinen Beistand thun wir, S. J. P. Krüger, Vicepräsident, N. W. Pretorius und P. J. Joubert, die wir durch den Volksrath in seiner Sitzung vom 13. Dezember 1880 als Dreimännerkollegium eingesetzt sind, das vorläufig die Oberherrschaft der Republik führt, kund und zu wissen, was folgt:

1. Drei Monate sind seit der Wiederherstellung der südafrikanischen Republik verflossen, und noch immer sind wir gezwungen, unsere Rechte und Freiheiten und die Heiligkeit der mit Ihrer Majestät der Königin von England geschlossenen Verträge mit unserem Leben zu schützen. Alle unsere waffenfähigen Männer stehen im Felde, und überall haben wir uns gegen die Angriffe der britischen Truppen zu vertheidigen. Das ganze Land hat in der kurzen Zeit von zehn oder zwölf Tagen unsere Republik wieder anerkannt, mit Ausnahme dieser Lager bei oder in vier Dörfern, welche fortgesetzt an dem bewaffneten Widerstand gegen unsere Regierung festhalten.

2. An den Grenzen von Natal steht eine grosse britische Macht, die fortwährend aus England Verstärkung empfängt, und in unser Land einzubrechen droht. Dreimal ist es uns durch Gottes wunderbaren Segen gelungen, ihren Angriff abzuschlagen und den Feind siegreich zurückzuwerfen, am 28. Januar bei Langenek, am 8. Februar bei Schuinshoogte und am 27. Februar am Amajuba.

3. Je mehr der Herr uns segnet, um so mehr wünschen wir den Frieden, aber einen ehrlichen Frieden, der unsere Rechte anerkennt.

4. Vom Beginn unseres Streites ab sind uns aus ganz Südafrika unzählige Beweise der Sympathie und vor Allem auch kräftige Rathschläge zu Theil geworden, unsererseits Alles zu thun und nichts zu versäumen, was zu einer friedlichen Lösung der Schwierigkeiten führen kann.

5. Abgesehen von der rührend herzlichen Sympathie unserer Landsleute in der Kapkolonie, ist besonders der Volksrath des Freistaates uns brüderlich zu Hilfe gekommen, indem er den bekannten Beschluss gefasst hat, durch den unser Recht, unser heiliges Recht, ein unabhängiges Volk zu sein, anerkannt wird.

6. Der hochedle Präsident des Oranje-Freistaates ist unermüdlich in unserem Interesse thätig; zahllos sind die von ihm mit den englischen Behörden gewechselten Telegramme, in denen er sie bittet, einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen.

Besonders nachdrücklich hat er uns unaufhörlich ermahnt, nachgiebig zu sein und im Nothfall mit theilweiser Aufopferung unserer Rechte die Hand der Versöhnung anzunehmen. »Könnt ihr«, so schreibt Seine Excellenz uns noch am 28. Februar, »kein Mittel ausfindig machen, um unter sicheren Bürgschaften und Bestimmungen den bewaffneten Widerstand einzustellen?«

7. Wir haben auf diesen Rath gehört, weil wir Freunden und Feinden zeigen wollten, dass wir, die wir für eine heilige Sache streiten, gemässigt und nachgiebig sein könnten. Ein Telegramm aus London vom 22. Februar gab uns den Muth einen Schritt der Annäherung zu thun.

Dieses Telegramm berichtete, der Premierminister habe gesagt: Dass Schritte gethan würden, um die transvaalschen Angelegenheiten zu ordnen und ferneres Blutvergiessen zu verhüten, unbeschadet der Ehre der Krone.

Dieses Wort des Right Hon. W. E. Gladstone gab uns Muth; in seinem Mund konnte das Wort »Die Ehre der Krone«, nicht »Die Unehre der Bürger der Südafrikanischen Republik« bedeuten.

8. Am 6. März hat daher eine Zusammenkunft zwischen den Generälen Sir Evelyn Wood und P. J. Joubert stattgefunden, und es wurde von ihnen unter den bekannten Bedingungen ein Waffenstillstand geschlossen.

9. Die Regierung, hiervon benachrichtigt, hat dem Generalkommandanten P. J. Joubert ihre Zufriedenheit zu erkennen gegeben. Waren doch in diesem Waffenstillstand zwei wichtige Punkte festgestellt:

- a) Durch Vermittelung des Generals Sir Evelyn Wood erkennt die britische Regierung die Buren-Regierung an;
- b) Der Grund für den Waffenstillstand ist der ausdrückliche Zweck, zu einer friedlichen Einigung über die Differenzpunkte zu kommen.

Ohne diese beiden Zugeständnisse würde der Waffenstillstand für uns unannehmbar gewesen sein, weil wir durchaus keinen Vortheil davon hatten. Der eigentliche Vortheil lag ganz auf Seiten der britischen Macht, die die Erlaubniss erhielt, ihre arg in Verlegenheit befindlichen Garnisonen mit Proviant zu versorgen.

10. Am 16. März hatten wir eine Zusammenkunft mit Sir Evelyn Wood. Unsere Regierung war durch das Dreimännerkollegium und drei Mitglieder des ausführenden Rathes vertreten. Der Erfolg dieser Zusammenkunft liegt in dem gemeinschaftlich genehmigten Telegramm.

11. Um ein deutliches Bild von den Verhandlungen zu geben, fügen wir hier auch zwei Telegramme von Lord Kimberley vom 8. und 12. März

bei, welche die Bedingungen von englischer Seite darstellen, unter denen der Friede würde geschlossen werden können.

12. Obwohl diese Art der Unterhandlung zu unserem Nachtheil und auch im Widerspruch mit den thatsächlichen Zuständen war, insofern wir sicherlich nicht die Besiegten waren, haben wir uns dennoch mit der untergeordneten Rolle zufriedengegeben, weil wir auf die Vorstellungen unserer Freunde hörten und daher den Schein vermeiden wollten, als ob wir stolz die Friedensbedingungen vorschrieben.

13. Aber wie dem auch sei, wir können das in dieser Zusammenkunft Beschlossene am Besten folgendermaassen zusammenfassen:

Wir unsererseits nahmen an:

- a) Die Suzeränität der Königin von England nach der von Sir Evelyn Wood gegebenen Definition.
- b) Die Kontrolle Ihrer Majestät über unsere auswärtigen Angelegenheiten, wobei uns die Freiheit gewahrt blieb, Konsuln zu empfangen und auszusenden.
- c) Rückzug von der Position auf Langenek.
- d) Die Einsetzung einer Königlichen Kommission, die ausser dem Präsidenten aus einer gleichen Zahl von Mitgliedern von englischer und unserer Seite bestehen sollte, zur Regelung untergeordneter Punkte.

Von Englands Seite wurde genehmigt:

- a) Vollkommene Selbstständigkeit für das Volk von Transvaal, vorbehaltlich der Suzeränität.
- b) Keine militärischen Vortheile aus dem Rückzug der Bürger vom Nek ziehen zu wollen.
- c) Den Soldaten, so lange sie noch als repräsentative Macht in den Garnisonen blieben, zu befehlen, nichts zum Nachtheil der bestehenden Regierung zu thun.
- d) Dass das Auseinandergehen der Bürger das Zusammenhalten einer genügenden Anzahl von Bürgern zur Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung und zum Schutz der Regierung nicht ausschliessen sollte.

14. Es ist klar, dass wir viel, sehr viel zugestanden, und wenn es jetzt noch nöthig ist, unsere friedliche Gesinnung zu zeigen, so ist sicher diese Verhandlung wohl der Beweis dafür. Wir wünschen einen Frieden, der zur Versöhnung für immer führt, und boten Sir Evelyn Wood an, sofern er gehörige Vollmacht besässe, sogleich den Frieden zu unterzeichnen, was er verweigerte.

15. Sir Evelyn Wood telegraphirte das Ergebniss der Unterhandlungen nach London. Die englische Regierung antwortete erst Donnerstag, Abends 8 Uhr. Dies und auch die erwartete Ankunft des Präsidenten Brand liess uns aufs Neue den Waffenstillstand um drei Tage verlängern.

16. Wir wollen nun sehen, was die englische Regierung auf unser Angebot antwortete:

Lord Kimberley an Wood, Natal.

London, 17. März, Abends 8 Uhr.

Der Vorschlag einer Königlichen Kommission ist von den Buren ausgegangen und wir haben demselben zugestimmt, weil wir glaubten, dass dies der zweckmässigste Weg sei, um die Dinge zu untersuchen und Einzelheiten zu erwägen. Eine derartige Kommission kann alle Vorschläge beurtheilen und eine Entscheidung empfehlen, aber eine endgiltige Entscheidung steht ihr nicht zu. Eine gemischte Kommission können wir nicht genehmigen; Kommissare sollen die Abgesandten der Buren empfangen und die Sachen mit ihnen besprechen. Sie berichten, dass von den Punkten in meinem Telegramm vom 12. d. M. die Suzeränität und der Resident angenommen sind, und wir schliessen daraus, dass die Aufsicht über die auswärtigen Beziehungen und die Grenz-Angelegenheiten gleichfalls angenommen ist. Was die Eingeborenen im Innern des Landes angeht, so verdient es ein Gegenstand der Ueberlegung zu sein, welche Bürgschaften für die Behandlung der Eingeborenen in Zukunft gegeben werden sollen. Und was die neue Grenzregulierung betrifft, so haben wir niemals daran gedacht, nördlich vom Vaal, oder im Westen des Elephanten-Flusses Land von Transvaal abzutrennen. Die Kommission muss erwägen, wieviel, wenn überhaupt etwas, von dem Land östlich von einer Linie, die wir thatsächlich durch den 30 Längengrad ziehen, behalten werden soll (durch England).

Joubert scheint günstig gestimmt zu sein (für Abtretung), soweit das Gebiet südlich vom Vaal-Fluss in Frage kommt, und wir meinen, dass eine Trennung zwischen Transvaal und solchen Kaffern-Stämmen wie Swazis und Zulus ebenso im Interesse der Buren, wie in dem unsrigen zu liegen scheinen wird. Was das Auseinandergehen der Bewaffneten anlangt, so verstehen wir, dass die Buren im Allgemeinen gewillt sind, unsere Bedingungen, so wie es in Ihrem Telegramm dargelegt ist, anzunehmen, aber unsere Truppen müssen bis zur Beendigung der schliesslichen Vereinbarungen in Transvaal bleiben, und es wird ihre Pflicht sein, dafür zu sorgen, dass keine Partei den Zustand zum Nachtheil der Buren benutzt.

17. Das bedeutet:

- a) Die Königliche Kommission wird keine Mitglieder von unserer Seite enthalten. Es soll nur eine Untersuchungs-Kommission ohne irgend welche Vollmacht sein.
- b) Lord Kimberley behält sich das Recht der endgiltigen Entscheidung vor. Ueber die Zeit, binnen welcher er, wenn überhaupt, gehalten sein soll, diese zu fällen, ist kein Wort gesagt.

- c) Transvaal soll durch den 30 Grad östlicher Länge begrenzt werden, so dass Zoutpansberg, die Wälder, Marabastad, Sekukuni's Land, Komati, Leydenburg und Neu-Schottland abgerissen werden. Ausserdem findet es Lord Kimberley in unserem Interesse wünschenswerth, dass Utrecht und Wakkerstroom von Transvaal getrennt werden.
- d) Von einer Regierung unsererseits ist keine Rede. Lord Kimberley setzt, wenn wir auseinander gegangen sind, an Stelle der autokratischen Civil-Regierung, welche bis zum Dezember unser Land regierte, ein rein militärisches Regiment bis zum Moment einer endlichen Einigung.
- e) Für die Befolgung dieser Uebereinkunft, oder wir wollen besser sagen (denn nirgends in diesem Telegramm ist von einer Behörde und einer Regierung die Rede): für die Erfüllung dieser Versprechungen ist absolut keine Bürgschaft gegeben.

18. Noch ein paar Dinge verdienen unsere Aufmerksamkeit. Vorerst der Eingang: »dass die Idee einer Königlichen Kommission von Seiten der Buren käme.« Soviel wir wissen, stammt die Idee aus der Kap-Kolonie, ist aber nicht von uns aufs Tapet gebracht. In unserer Unterredung vom 15. März meinte Sir Evelyn Wood, den Vicepräsidenten Krüger für den Urheber dieser Idee erklären zu müssen und warf ihm Inkonsequenz vor, als ob derselbe später seine Ansicht geändert habe. Herr Krüger verwies auf seinen Brief vom 12. Februar an Sir George Pommery Colley. Herr Krüger hatte wohl Recht, in diesem Briefe zu sagen:

»Excellenz, wir wissen, dass alle unsere Absichten, Briefe oder was sonst, stets den eigentlichen Zweck verfehlen, weil sie von der Regierung und dem Volke von England falsch verstanden werden. Aus diesem Grunde tragen wir sogar Bedenken, Ew. Excellenz diese Zeilen zukommen zu lassen.«

Dies Bedenken ist gerechtfertigt. Von einem Briefe, worin der Vicepräsident deutlich erklärte: »Den einmal eingeschlagenen Weg der Selbstvertheidigung nicht verlassen zu können«, und »den letzten Tropfen Blut für unser gutes Recht hinzugeben«, und, »wenn die Annexion aufgehoben würde, Ihrer Majestät Truppen zu gestatten, mit voller Ehre aus dem Lande zu ziehen, aber wenn die Annexion aufrecht erhalten und das Blutvergiessen von Sir Colley fortgesetzt würde, sich unter Gottes Schutze seinem Loos unterwerfen und bis auf den letzten Mann gegen das angethane Unrecht und die angethane Gewalt kämpfen zu wollen«, — davon wurde nichts gelesen und nichts bemerkt. Mit einer List, die eines kleinen Advokaten würdig ist, wird vielmehr nur von einem Satz Gebrauch gemacht und dieser noch verkehrt aufgefasst und seine wahre Bedeutung

verändert. Herr Krüger schrieb: »Wir sind so stark in dieser Ueberzeugung, dass wir die Untersuchung einer Königlichen Kommission nicht scheuen würden, die, wie wir wissen, unser gutes Recht wiederherstellen wird, und darum sind wir bereit.« . . . Wozu? Um eine Königliche Kommission zu bitten? Nein. . . . »Sobald die Truppen abziehen, unsere eingenommene Position zu verlassen.«

Herr Krüger sagte einfach: »Eine Königliche Kommission wird uns Recht geben;« das Recht nämlich der Wiederherstellung unserer geraubten Unabhängigkeit. Und nun stellt man es so dar, als wenn Herr Krüger um eine Kommission gebeten hätte, wie solche jetzt in elfter Stunde von Lord Kimberley angeboten wurde, eine Kommission ohne die geringste Vollmacht, eine Kommission, vor der wir würden zu erscheinen haben, wie Zeugen vor den Geschworenen, eine Kommission, deren einzige Aufgabe sein sollte, zu urtheilen, wir wissen nicht einmal worüber. Lord Kimberley ist so gütig, ihr die Arbeit sehr bequem zu machen. Er schneidet die Hälfte unseres Landes ab, bringt drei Fünftel der Bürger, welche seit Monaten ihr Leben für die Unabhängigkeit des Landes aufs Spiel setzen, unter die britische Macht zurück und wird in einiger Zeit bereit sein, den von seiner Kommission aufgestellten Bericht zu lesen. Und das soll die von den Buren erbetene Kommission sein. . . . Diese Kommission soll nach Lord Kimberley's Glauben der beste Weg sein, Alles zu untersuchen!

Präsident Brand rieth uns in seinem Briefe vom 22. Februar, uns bei der Ernennung einer Königlichen Kommission zu beruhigen; aber er sprach von einer Kommission »mit ausgedehnter Vollmacht.« Auch aus der Kap-Kolonie gab man uns denselben Rath (siehe ein Telegramm von J. H. Hofmeyr M. L. A. an den General Joubert vom 8. März 1881), aber, fügte man hinzu: »eine derartige Kommission müsse vollständige Vollmacht haben.« Die wirklich durch den Vicepräsidenten erbetene Kommission ist eine Kommission, wie sie in Sr. Excellenz Schreiben vom 12. Februar an den verstorbenen Sir Colley umschrieben ist, d. h. eine Kommission von Deputirten beider Parteien, um das Fundament des Friedens zu legen. Zu einer solchen Kommission haben wir am Mittwoch, den 16. März, unsere Zustimmung gegeben. Was uns Lord Kimberley jetzt darauf bietet, kann Jeder sehen.

19. Im letzten Theile seines Telegramms nennt Lord Kimberley Herrn Joubert (wahrscheinlich den General P. J. Joubert) verantwortlich und günstig gesinnt für eine Land-Abtretung südlich vom Vaal, d. h. wahrscheinlich Utrecht und Wakkerstroom. Es geht über alle Grenzen erlaubter Schlaueit in der Politik hinaus, einem der Mitglieder des Dreimänner-Kollegiums die Verantwortlichkeit für Etwas aufbürden zu wollen, was nicht gut anders als ein Verrath am Volke der Südafrikanischen Republik genannt werden

kann. — Es wird unnöthig sein, zu erklären, dass der General-Kommandant P. J. Joubert, dessen Verwandte alle, wie er selbst, mit all ihrem Hab und Gut in dem in Rede stehenden Gebiet wohnen, ebenso wenig an die Abtretung desselben gedacht haben, wie an die Uebergabe Prätorias, sagen wir an Sekukuni. . . .

20. Wir haben einen getreuen Bericht von den Unterhandlungen gegeben. Wenn wir alles Geschehene zusammenfassen, kommen wir zu einem tieftraurigen Ergebniss, zu einer schmerzlichen Schlussfolgerung. Von unserer Seite wird Alles aufgeboten, von der anderen Seite Nichts. Auf unserer Seite herrscht eine ehrliche, aufrichtige Zustimmung, auf der anderen Seite sucht man uns auszuweichen, aufzuschieben und vielleicht . . . zu betrügen.

Sir Evelyn Wood war ohne die geringste Vollmacht, selbst die Königliche Kommission sollte ohne die geringste Befugnis sein. Keine Anerkennung unserer Regierung, keine Anerkennung unserer Rechte war zugestanden. Das Land sollte geschmälert, die Bürger ersucht werden, nach Hause zu gehen, die Führer wollte man als begnadigte Rebellen frei lassen; um doch etwas Gutes zu thun, sollte eine militärische Regierung englischer Truppen in unserem Lande herrschen, und Downingstreet sollte übermächtig und willkürlich uns nach seinem Wohlgefallen behandeln. Eine Bürgschaft war für keines der Versprechen gegeben.

21. Haben wir darum den Waffenstillstand zugesagt? Haben wir darum alle Vortheile dem Feinde überlassen und nichts für uns behalten? Ist es unnatürlich, dass wir zu der bitteren Schlussfolgerung kommen, wenn wir auf alles das blicken, was man uns nimmt und vorenthält, dass es England nicht um Frieden, sondern um Aufschub zu thun ist, um seine Truppen zusammenzuziehen und uns mit seinen Bomben und Feuerpfeilen zu zermalmern? Ist es unnatürlich, wenn wir erklären: Der Waffenstillstand ist uns unter falschen Vorspiegelungen aufgedrungen, unsere Anerkennung als Buren-Regierung und der Zweck des Friedensschlusses — der darin ausdrücklich aufgenommen ist — diese Dinge, die uns bewogen haben, dem Waffenstillstand zuzustimmen, waren Köder, die man ausgeworfen hatte, uns zu überlisten, um uns besser verstricken zu können?

22. Es ist hart für uns, nach unseren vierjährigen Leiden, nach dem blutigen Ringen während dreier Monate, nach dem Segen, den Gott so offenbar unseren Waffen geschenkt hat, zu dem Schluss kommen zu müssen: In England ist kein Ohr für Recht und Billigkeit. Der Right Hon. W. E. Gladstone sprach von der Ehre der Königin; wenn Lord Kimberley der korrekte Dolmetsch der letzten und unveränderlichen Ansichten der englischen Regierung darüber ist, dann ist es von jetzt ab klar, dass die Ehre der englischen Krone mit der Ehre anderer Völker unvereinbar ist, dass die Ehre ein Götze ist, dem das gute Recht, der gute Glaube, die Kraft heiliger Verträge, die Treue gegen einmal gegebene Versprechungen ohne

Zögern geopfert werden muss. Dann ist es klar, dass wir uns betrogen haben, dass wir, die wir für nichts kämpften als für unser gutes Recht, was in der ganzen Welt anerkannt worden war, dass wir, die Bürger der Südafrikanischen Republik, mit Füßen getreten, erniedrigt, beraubt und ermordet werden müssen, um der Ehre der englischen Krone zu genügen.

23. Ermordet, sagen wir, denn wenn der Krieg fortgesetzt wird, ist er von Seiten der Engländer nicht länger ein ehrlicher Krieg, sondern ein verächtliches Werk der Unterdrückung, worin Offiziere und Soldaten die Rolle gedungener Mörder spielen. Von jetzt ab giebt es für England nicht die geringste Entschuldigung. Wir wollen den Frieden und bieten ihn an. Wir wollen zurückstehen, obwohl wir bisher die Sieger waren. Wir nehmen die Suzeränität Ihrer Majestät der Königin an, wir werden unsere Position bei Langenek verlassen. Aber das genügt England nicht, und es weist den Frieden zurück. . . .

24. Wir werden also den Krieg fortsetzen. Unser Gott, der uns bis hierher geholfen hat, wird uns nicht verlassen. . . . Der Herr wird vorsorgen. . . .

25. Aber wir geben zwei ernste Erklärungen ab:

- a) Da es jetzt offenbar ist, dass der Waffenstillstand unter falschen Vorspiegelungen und betrügerischen Gründen uns abgeloct ist, erklären wir uns in keiner Beziehung dadurch gebunden und werden die Lebensmittel nicht an die belagerten Heeresabtheilungen abführen, sondern sie für konfisziert erklären.
- b) Die Geschichte lehrt uns, wie ein Volk sich gegen einen Tyrannen vertheidigt. Was Wilhelm III. von Oranien, der König, der England von der Tyrannei erlöste, im Jahre 1672 sagte: »Lieber ein verdorbenes Land als kein Land,« als er den Befehl gab, die Dämme von Holland zu durchstechen und das Land unter Wasser zu setzen, was Russland that, als es im Jahre 1812 den Befehl gab, Moskau in Brand zu stecken, das wird uns lehren, was wir zu thun haben. Wir sagen: »Wenn ihr in unser Land wollt, so nehmt es, aber über unsere Leichen und Schutthaufen von Hab und Gut.

26. Und endlich, Brüder in Südafrika, kämpft mit uns! Wir rufen Euch jetzt mit Freimuth auf, um neben uns zu streiten. Unser Kampf ist von jetzt an ein Kampf für Recht und Wahrheit gegen einen gemeinschaftlichen Tyrannen, der heute uns und morgen Euch mit Füßen treten wird. Es ist an Euch, zu sagen: Wer soll in Afrika regieren? Die Afrikaner oder einige Tyrannen in Downingstreet? Oder wollt Ihr fortfahren, mit gefalteten Händen zuzusehen, wie wir ermordet werden? Unser Glaube ist der Eurige; wer sein Leben verlieren wird um der Freiheit willen, der wird es behalten, aber wer es behalten will, der wird es verlieren.

No. 6. (Siehe Seite 142)

Proklamation Sr. Excellenz des Herrn Stephanus Johannes Paulus Krüger, Staats-Präsidenten der Südafrikanischen Republik, auf Anrathen und mit Zustimmung des hohen Ausführenden Rathes.

An alle Angesehenen von Johannesburg.

Ich, Stephanus Johannes Paulus Krüger, Staats-Präsident der Südafrikanischen Republik, gebe auf Anrathen und mit Zustimmung des Ausführenden Rathes, zufolge Artikel 6 seiner Bemerkungen vom 10. Januar 1896, allen Angesehenen von Johannesburg und Umgegend bekannt, dass ich mit unaussprechlichem Dank gegen Gott darüber erfüllt bin, dass durch die Unverzagtheit und Tapferkeit meiner Bürger der verächtliche und verrätherische Einfall in mein Land zurückgeschlagen und die Unabhängigkeit der Republik gerettet worden ist.

Die Personen, die dieser Missethat schuldig sind, müssen natürlich nach dem Gesetz bestraft werden, d. h. vor dem obersten Gerichtshof und einer Jury sich verantworten. Aber es giebt Tausende, die verführt und betrogen worden sind, und es ist mir klar zum Bewusstsein gekommen, dass selbst unter den sogenannten Führern der Bewegung Viele sind, die man betrogen hat.

Eine kleine Anzahl listiger Leute innerhalb und ausserhalb des Landes haben die armen Einwohner von Johannesburg und Umgebung künstlich aufgereizt, unter dem Schein, für politische Rechte zu kämpfen, Tag für Tag aufgehetzt, und als sie in ihrem Wahnsinn meinten, dass der Augenblick gekommen wäre, haben sie einen Dr. Jameson veranlasst, die Grenzen der Republik zu überschreiten.

Haben sie sich jemals gefragt, in welche Gefahr sie Euch brachten?

Ich schaudere, wenn ich daran denke, welches Unglück hätte angeordnet werden können, wenn nicht eine gnädige Vorsehung Euch und meine Bürger gerettet hätte. Ich spreche nicht von dem materiellen Schaden, der erwachsen sein würde.

Ich wende mich jetzt voller Vertrauen zu Euch: Stärkt jetzt die Hände der Regierung und wirkt mit ihr zusammen, um diese Republik zu einem Lande zu machen, wo alle Nationalitäten brüderlich zusammenwohnen.

Monatelang habe ich darüber nachgedacht, welche Veränderungen und Verbesserungen in der Staatsverwaltung für wünschenswerth gehalten werden könnten; aber die abscheuliche Hetzerei, besonders auch von Seiten der Presse, hat mich zurückgehalten. Dieselben Männer, die jetzt in der Oeffentlichkeit als Führer aufgetreten sind, haben von mir Verbesserungen in einem Tone und in einer Weise verlangt, die sie in ihrem eigenen Vaterlande aus Furcht vor dem Strafgesetz nicht einzuschlagen oder fortzusetzen gewagt haben würden. Dadurch wurde es mir und meinen Bürgern, den Stiftern dieser Republik, unmöglich gemacht, ihre rohen Vorschläge in Erwägung zu nehmen.

Es ist meine Absicht, in der ersten gewöhnlichen Sitzung des Volksraads einen Gesetzesvorschlag einzubringen, wonach ein Stadtrath mit einem Bürgermeister an der Spitze für Johannesburg ernannt wird, dem die gesammte Gemeinde-Verwaltung der Stadt anvertraut werden wird.

Nach allen konstitutionellen Grundsätzen würde ein solcher Stadtrath durch direkte Wahl der Eingessenen ernannt werden müssen.

Ich bitte Euch ernstlich, legt die Hand aufs Herz und beantwortet mir folgende Frage: »Kann und darf ich nach dem Geschehenen dies der Volksvertretung vorschlagen?« Was ich selbst auf die Frage antworte, ist dies: Ich weiss, dass Tausende in Johannesburg und Umgebung sind, denen ich mit Vertrauen die direkte Wahl überlassen kann. Einwohner von Johannesburg, macht es jetzt der Regierung möglich, mit der Losung vor den Volksraad zu treten: Vergessen und vergeben.

Gott behüte Land und Volk!

Gegeben unter meiner Hand im Regierungs-Bureau zu Prätoria, heute, den 10. Tag des Monats Januar 1896.

Staats-Präsident  
S. J. P. Krüger.

Stellvertretender Staatssekretär  
G. van Boeschoten.

No. 7. (Siehe Seite 142.)

An den Right Honourable J. Chamberlain, Staatssekretär für die Kolonien, London.

Es hat Ihnen gefallen, am 4. Februar 1896 eine lange Depesche an Ihrer Majestät High Commissioner in Südafrika zu richten, die sich mit den transvaalschen Angelegenheiten beschäftigt und unsere Regierung sehr nahe angeht.

Ohne abzuwarten, dass diese Depeschen in die Hände des Adressaten gelangen konnten, oder vielmehr, was in meinen Augen noch wichtiger ist, drei Wochen, ehe der Inhalt Ihres Schreibens unsere Regierung erreichen konnte, haben sie es für richtig gehalten, dies offizielle Schriftstück zu veröffentlichen. Ich missbillige dies, ich finde Lord Salisbury's Lehre diplomatisch richtiger, als er sich beklagte, dass der Präsident der Vereinigten Staaten seine wichtige Botschaft über die Venezuela-Grenzfrage und die Monroe-Doktrin erlassen hatte, bevor die britische Regierung davon in Kenntniss gesetzt worden war. Die Lehre geht von dem Grundsatz aus, dass man — wenigstens als Minister — das grosse Publikum nicht in sein Vertrauen zieht, wegen der Gefahr, befreundeten Regierungen unangenehm zu werden.

Am Tage nach dieser Veröffentlichung, 8. Februar 1896, wurde von Ihnen ein sehr umfangreiches Resumé auf telegraphischem Wege an Sir Hercules Robinson gesandt, welcher eine Abschrift davon an die hiesige Regierung sandte. In diesem Dokument wird, wie ich glaube als Entschuldigung, ausgeführt, dass Sie die Depesche aus politischen Gründen hätten veröffentlichen lassen. Es ist nicht meine Sache, danach zu forschen, an welche Politik Sie dachten. Ich lasse Kundigen gern die Wahl zwischen drei Dingen: Der englische Minister hat sich leiten lassen durch Gründe der auswärtigen, oder der inneren (d. h. der britischen) Politik, oder auch durch Partei-Interessen. Mir macht es keinen Unterschied.

Die Regierung hat Ihnen in ihrer telegraphischen Antwort zu erkennen gegeben, dass sie nicht gestatten könne, dass man sich um ihre inneren Angelegenheiten bemühe, und ich erkläre daraus Ihre Haltung im Parlament, wo Sie zum Theil zurückziehen, was Sie geschrieben hatten, und die sehr merkwürdigen Worte gebrauchen: »If I have done wrong it is a lesson to person who endeavour to diplomatisise on new methods.«

In der vergangenen Woche erreichte Ihre Depesche Prätoria. Ob die Regierung sie beantwortet hat oder sie zu beantworten gedenkt, ist

mir unbekannt. Nach meinem Urtheil hat sie das nicht nöthig, da sie bereits telegraphisch über den Hauptinhalt ihre Ansicht ausgesprochen hat. Es ist sicherlich für sie nicht rätlich, mit Ihnen über Ihre historische Schilderung von Transvaal sich in eine Diskussion einzulassen, noch über die Verbesserungen, die in der Verwaltung der Republik angebracht werden können. Offiziell ist ein solcher Gedanken-Austausch undenkbar.

Aber was sie nicht kann, kann ein Privatmann, ein Bürger der Republik sehr wohl. Ich habe diese Aufgabe auf meine Schultern genommen. Das Gewicht Ihrer hohen Stellung verleiht Ihrer Depesche eine besondere Wichtigkeit. Wenn ein Minister sich so weitläufig und nachdrücklich über den Stand der Dinge in einem anderen Lande auslässt, dann kann es nicht ausbleiben, dass sein Wort in dem von ihm mitregierten Lande, auf das von ihm regierte Volk und auf die Volksvertretung einen tiefen Eindruck machen und die öffentliche Meinung in bestimmter Richtung leiten muss.

Ich möchte auf die andere Seite der Sache aufmerksam machen. Wir haben das Recht, ohne die Regierung zu binden und auch ohne sie um ihre Erlaubniss zu fragen, in ihrer Person zum englischen Volk zu sprechen. Sie haben das Publikum ins Vertrauen gezogen, und kein Bürger der Republik macht irgend einer Regel der diplomatischen Etiquette Unehre, wenn er, indem er zu Ihnen spricht, das Publikum zu belehren sucht, dass Ihre Vorstellungen in der Depesche unrichtig und Ihre Pläne oder Vorschläge nicht rätlich sind.

Ihr hoher Rang stellt mich unter eine angenehme Verpflichtung, nämlich die, nicht einen Augenblick aus den Augen zu verlieren, dass wenigstens parlamentarische Höflichkeit meine Feder lenken muss, dass das fortiter in re mit dem suaviter in modo zusammen zu gehen hat.

Ich werde Ihrem Dokument nicht Schritt für Schritt folgen, sondern mich auf einige Hauptpunkte beschränken, die mir Anlass geben werden, auch auf Dinge zu kommen, die nicht in Ihrer Depesche stehen, die ich ungerne darin vermisse, weil Englands Aufmerksamkeit dadurch nicht an die Hauptsache gefesselt wird.

I. Welches ist Ihre Auffassung von der südafrikanischen Republik?

Für Sie besteht ihre Bevölkerung aus Ausländern, die in den Minen-Distrikten leben, und der Buren-Bevölkerung, die ganz ihren Hirten-Beschäftigungen gewidmet ist. So war es, als im Jahre 1881 die Prätoria-Konvention unterzeichnet wurde. Die Buren-Bevölkerung ist sehr konservativ, aber Sie hoffen, »that they will have learnt enough of recent events, to perceive that the true interests of their country lie in accepting proposals which will remove just causes of discontent« und dass sie ablassen werde von einem »denial to the Uitlander Community of

what are the primary rights, which the governed may demand of those who undertake to govern them«.

In diesen letzten Worten liegt der Schlüssel zu Ihrer Auffassung. Sie sehen es als eine Art Anmaassung seitens der Buren an, dass sie den Ausländern Gesetze diktiren wollen.

Erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, dass wir es hier mit einem civilisirten Staat zu thun haben, der seit 1852 von der Regierung Ihres Landes durch den Sandfluss-Vertrag anerkannt worden ist.

Ein Staat von allerdings schwacher Bevölkerung, aber mit seiner eigenen Gesetzgebung. Ein Land, das vor dem Herbeiströmen der Goldsucher in dreizehn Distrikte getheilt war, von denen jeder seine selbstständige Verwaltung hatte, mit vielen blühenden Dörfern, wo nicht allein die Hirten-Bevölkerung lebte. Unsere Gesetzgebung kann sich sehen lassen; unser Recht übertrifft in vielen Beziehungen Ihr Feudalrecht. Hier giebt es keinen aristokratischen Landbesitz. Und Ihr vortrefflicher Landsmann, der im Jahre 1873 oder 1874 unser Land besuchte, der verstorbene Herr R. Campbell Johnston, sprach seine Meinung unumwunden dahin aus, dass es ein Segen für England sein würde, wenn man dort unser Registrirungs-System befolgte.

Wir haben eine gute Rechtspflege, einen selbstständigen Gerichtshof, Wander-Richter für jeden Distrikt, lange bevor Ihre Freunde, die Uitlanders, kamen. Als dann sieben Jahre nach dem Sandfluss-Vertrage das Volk eine Konstitution annahm, eröffnete es sein Gebiet jedem Fremden, sofern er die Gesetze achtete, und verlieh ihm die grösstmögliche Freiheit der Religionsübung, des Eigenthums und der Versammlung. Schon war die Freiheit der Presse gewährleistet und bis auf den heutigen Tag ist das so geblieben.

Dieser Staat hat zudem eine Geschichte, die weiter zurückgeht, als bis 1881, und auf welche seine Bürger mit vollem Recht stolz sind. Als die Bürger die Kap-Kolonie verlassen hatten, mussten sie von 1834 bis 1852 gegen die Maassregeln der englischen Regierung ankämpfen, die sich einst in der Person des Sir Harry Smith soweit vergass, dass er auf den Kopf des unvergesslichen Andries Pretorius, den ersten Präsidenten der Republik, einen Preis setzte. Eine bessere Strömung drang in England durch, und der Sandfluss-Vertrag machte der Zwietracht ein Ende. In diesem Vertrage versprach England thatsächlich, nicht nördlich über den grossen oder Oranje-Fluss hinausgehen zu wollen.

Es existirt eine höchst interessante Depesche von einem Ihrer Vorgänger im Departement der Kolonien, Herrn Labouchère, worin dieser richtigere Standpunkt entwickelt ist.

Sie datirt, wenn ich nicht irre, aus dem Jahre 1859.

Leider hat die britische Regierung nicht daran festgehalten.

»Auri sacra fames«, sagte Horaz — und was heute Kimberley heisst ist wohl ein Beweis dafür, wie die Goldgier auch Regierungen verwirren kann. Es ist Ihnen natürlich bekannt, dass Engländer auf das Gebiet, wo die reichen Diamantminen liegen, nicht den mindesten Anspruch geltend machen konnten, wie diese vielmehr ein Theil des Oranje-Freistaats waren, und wie trotzdem britische Unterthanen daselbst die englische Flagge hissten und die Beamten des Freistaats vertrieben. Ich zweifle keinen Augenblick daran, dass auch dort die »Uitlanders« ihre Beschwerden hatten hören lassen. Weiland Präsident Brand seufzte stets, wenn er an dieses Unrecht dachte, und erklärte, dass er um des lieben Friedens willen nachgegeben habe. Lord Carnarvon hat später das Unrecht anerkannt und den Unzufriedenen im Freistaat den Mund mit 90 000 Pfund Sterling gestopft.

Für unsere Republik hatte diese Gewaltthat die Verwickelungen wegen der westlichen Grenzen im Gefolge, sowie das unerquickliche Keate-Award.

Darauf erfolgte die Annexion dieser Republik, zu Lasten von Lord Carnarvon, am 12. April 1877. Unter falschen Vorspiegelungen wurde sie ausgeführt und nach dreijährigem, passivem Widerstande hat das Volk zu den Waffen gegriffen, seine Regierung wieder hergestellt und sich gegen jeden Angriff mit Erfolg vertheidigt. Sie haben sich dieser Tage gerühmt, im Jahre 1881 bei der Herstellung dieser Republik mitgewirkt zu haben. Und mit Recht. Es ist einer der schönsten Lorbeeren in dem Kranze, der die Staatsmänner jenes Jahres ziert, dass sie gefühlt haben, wie Recht über Macht geht, und dass auch ein schwaches Volk Anspruch auf Achtung vor seinen Rechten hat. Glauben Sie mir, Sir, es ist kein einziger Bürger in diesem Staat, dessen Herz nicht in Verehrung und Bewunderung für den grossen Staatsmann schlägt, der im März 1881, wie man wohl sagen kann, alles das personifizirt hat, was Ihre englische Nation an grossen Zielen und Gerechtigkeitsgefühl besitzt.

Sie werden mir wohl Glauben schenken, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, dass es mir mit diesen historischen Erinnerungen nicht darum zu thun ist, eine akademische Studie über eine abgelaufene Epoche unserer Geschichte zu liefern. Ich habe ein sehr klares, praktisches Ziel, nämlich ins Licht zu stellen, dass Ihre Auffassung von unserem Volk und unserem Lande ganz und gar nicht der Wahrheit entspricht. Sie haben es mit einem Staat zu thun, der durch heilige Verträge, und nicht allein mit Grossbritannien und Irland, sondern auch mit anderen Mächten, in seiner vollen Unabhängigkeit anerkannt ist. Mit einem Volke, das auf seine so theuer erkaufte Unabhängigkeit stolz und zu jeder Stunde bereit ist, dafür zu den Waffen zu greifen. Dieses Volk öffnet seine Grenzen gastfrei jedem Fremdling, aber will Herr in seinem eigenen Lande bleiben.

Wenn durch Ihre Regierung Unterhandlungen geführt werden müssen, dann darf man diesen Standpunkt nicht aus den Augen verlieren. Sonst können die Unterhandlungen keinen Erfolg haben.

Die Unabhängigkeit kann auf verschiedene Weise angegriffen werden. Im Jahre 1877 geschah es mit Gewalt, am 29. Dezember 1895 gleichfalls mit Gewalt. Es waren Versuche, Transvaal zu annektiren. Aber es giebt noch eine andere Art der Annexion, die ich die papierne Annexion nennen möchte. Lord Salisbury scheint mir eine besondere Vorliebe dafür gehabt zu haben, als er am 31. Januar dieses Jahres bei dem Banquett eines Vereins der Unionisten erklärte: »Wir sind vollkommen in der Lage, die inneren Angelegenheiten von Transvaal zu kontrolliren,« und als er die Beziehungen zwischen Transvaal und Grossbritannien mit Irland verglich, wie dieses Land dagestanden haben würde, wenn das Home Rule zu Stande gekommen wäre. Solche Unterstellungen müssen die öffentliche Meinung bei Ihnen zu Lande irre führen.

Nicht anders steht es mit dem Gebrauch des Wortes Suzeränität, das unversehens wieder aus der Nacht der Vergangenheit aufgetaucht ist. Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, dass eine Beziehung, wie sie durch dieses Wort angedeutet wird, seit 1884 nicht mehr besteht. Sie waren auch noch im Jahre 1883 Mitglied des Ministeriums; hielten Sie nicht im April oder Mai jenes Jahres eine kunstvolle Rede zu Gunsten Transvaals, und Sie wussten doch, wie Ihr damaliger Amtsgenosse, der Staatssekretär für die Kolonien, Lord Derby, über diese Angelegenheit dachte und wie er mit jeder Abänderung des Vertrages von 1881 einverstanden war, die es ausser Zweifel stellte, dass fortan von Suzeränität nicht mehr die Rede sein sollte.

Aber treten Sie selbst nicht in die Fusstapfen Lord Salisbury's? In welchem anderem Lichte kann man die Reihe von Vorschlägen über Abänderungen und Verbesserungen unserer Staatsverwaltung erblicken, als in dem eines neuerlichen Angriffs auf unsere Unabhängigkeit? Man kann die Rathschläge »freundliche Winke einer befreundeten Macht« nennen. In der That haben Sie das im Parlament gethan. Ich bin's zufrieden, aber was bedeuten dann die unmittelbar darauf folgenden Worte: »dass, wenn Präsident Krüger diese Vorschläge nicht billigt, er Ihnen seinerseits Gegenvorschläge machen solle?«

Darf ich Sie fragen, mit welchem Recht Sie diese erwarten? Müssen Veränderungen hier zu Lande durch gemeinschaftliche Erwägungen zwischen dem Staats-Präsidenten und dem englischen Kolonialminister bestimmt werden, oder vielmehr durch die gesetzliche Vertretung des Volkes? Ich gehe noch einen Schritt weiter und zögere nicht, meine Ansicht dahin auszusprechen, dass jedes Ministerium einer britischen Kolonie mit Selbstverwaltung sich gekränkt fühlen würde, wenn Sie ihr

gegenüber eine solche Haltung annehmen wollten, die allein in den sogenannten Kron-Kolonien ohne eigene Regierung angebracht ist.

Dasselbe verkehrte Streben spricht aus verschiedenen Mittheilungen, die Sie gemacht haben, wonach Sie eine Untersuchung haben anstellen lassen z. B. über die Verhaftung einiger Personen aus Johannesburg, über die Wiederaufnahme der vom Staatsanwalt eingestellten vorläufigen Untersuchung gegen diese Personen; über die Bürgschaft einiger dieser Gefangenen. Als theilnehmender Beobachter der Tagesereignisse im In- und Auslande kann ich verstehen, dass Sie Alles wissen wollen, quod scibile ist, aber dem Staatssekretär der Kolonie fehlt nach meiner bescheidenen Ansicht selbst der Schein des Rechtes, solche Fragen von Amtswegen zu stellen.

Unser Aller Streben ist, die Verbrüderung und das Zusammenwirken der verschiedenen Elemente hier zu Lande zu befördern, oder wie unser hochverehrter Staats-Präsident es in seiner Proklamation vom 10. Januar 1896 ausdrückte, als er den Einwohnern von Johannesburg gegenüber die Erwartung aussprach, dass sie mit der Regierung zusammenarbeiten würden: »with a view of making this Republic a country where all nationalities may dwell together as brothers.«

Eine der ersten Bedingungen, um dazu zu gelangen, ist die ehrliche, männliche Anerkennung der Unabhängigkeit unserer Republik. Jeder Gedanke, dass daran gerüttelt wird, und sei es nur indirekt, nährt ein Misstrauen, woran auch die besten Rathschläge scheitern.

II. Ich gehe zu einem zweiten Punkte über und stelle die Frage:

Welche historische Auffassung haben Sie über die jüngste Verletzung unserer Grenze?

»There were rumours that violent measures were in contemplation, but these rumours were continually falsified by the event, so that in the long run the opinion gained ground, that the Uitlanders did not mean to risk a collision with the government . . . . It seems that view is the correct one . . . .«

»Such was the opinion of affairs, when on the 30. December I learned the grave fact, that Dr. Jameson had invaded the territory of the South African Republic at the head of a force of armed police. It need hardly be stated that neither you (Sir Hercules Robinson) nor Her Majesty's Government had up to the last moment any reason which would lead us to anticipate that this invasion was likely to take place.«

Dies lasse ich gesperrt drucken.

»Man hat wohl gesagt, dass die Konzentration der berittenen Polizei in Mafeking und Pitsani Potloge uns hätte zu der Vermuthung bringen

müssen, dass eine feindliche Bewegung gegen die Republik in Vorbereitung war, aber mit Unrecht.«

Sehr wohl. Sie haben also vor Montag, den 30. Dezember, nichts von einer bevorstehenden feindlichen Bewegung gewusst. Ich muss Ihren Worten diese weitere Erklärung geben und darf Ihre Unwissenheit nicht auf Dr. Jameson's Einfall, der erst Sonntag zuvor stattfand, beschränken. Es ist nicht zu vermuthen, dass Herr Rhodes, der am Sonntag Nachmittag um 5 Uhr die Nachricht empfing, sie noch sogleich telegraphirt haben sollte. Er hielt die Stunde lange geheim vor seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem High Commissioner, und verschwieg sie seinen Amtsgenossen.

Darf ich Sie fragen, wie Sie diese Ihre Erklärung, dass Ihrer Majestät Regierung vor dem 30. Dezember keinen Grund hatte, zu glauben, dass »some aggressive movement was intended against the republic« sich mit dem verträgt, was Sie am Sonntag, den 29. Dezember, gethan haben?

Hier sind Ihre Worte: »On the 29th Dec. however it was suggested to me that the Chartered Company police might be used to force matters to a head in Johannesburg. The suggestion appeared to me almost incredible, but as a precautionary step I immediately telegraphed to you (High Commissioner) in order to put you on your guard, and instructed you, if you thought it necessary, to warn Mr. Rhodes of the consequence.«

Irren Sie sich nicht im Datum? Denken Sie daran, der 29. Dezember war ein Sonntag. Wenn ich annehme, dass Ihr Datum richtig ist, kann man es dann gesucht nennen, zu vermuthen, dass Sie bereits am Sonnabend vorher Aufklärungen dieser Art empfangen hatten; dass Sie in London bereits in gewissem Umfange eine Untersuchung angestellt hatten und dass Sie für Ihre Person so fest von der Schandthat der Chartered Company überzeugt waren, dass Sie trotz des Sonntags Ihr warnendes Telegramm nach Kapstadt sandten? Vielleicht waren Sie wohl am 27. Dezember einigermaassen aufgeklärt.

Bisher fehlen mir noch die Beweise für eine Annahme, die in Pretoria mit gutem Grund ausgesprochen wurde, dass Ihnen am Freitag, den 27. Dezember, durch eine zuständige Autorität (gezaghebbende autoriteit) von den Wühlereien der Chartered Company Kenntniss gegeben sei.

Auf alle Fälle waren Sie nach Ihren eigenen Worten am 29. Dezember 1895 in Kenntniss, ich sage nicht von einem von Dr. Jameson zu leitenden Einfall, aber von der Absicht der Chartered Company, ihre Polizei zu verwenden »to force matters at a head in Johannesburg.«

Um zu der ersten Frage zu kommen, die ich Ihnen stellen will, benutze ich als Uebergang einen anderen Abschnitt Ihrer Depesche mit der Ueberschrift: »Were the Boers in the dark?«

Sie sind liebenswürdig genug, Ihrem High Commissioner zu glauben, der Ihnen am 10. Januar telegraphirte, »that the government of the Republic was entirely taken by surprise.« Dann fahren Sie fort: »If it had been otherwise, it is clear that the government of the republic ought to have communicated its informations or suspicions to you.« (High Commissioner). Ich bin darin Ihrer Meinung und doch auch wieder nicht. Sie sprechen von der Regierung der südafrikanischen Republik, als wenn die Mitglieder derselben Ihnen untergeordnete Beamte wären, denen Sie sagen können, was ihre Pflicht ist. Ich hätte es lieber gesehen, wenn Sie geschrieben hätten: Wenn die Regierung der S. A. R. etwas gewusst hätte, würde ich Werth darauf gelegt haben, dass sie als befreundeter Staat mir ihre suspicions oder informations mitgetheilt hätte. Das ist auch meine Ansicht. Hätte unsere Regierung von dem feindlichen Einfall, der ihr Land bedrohte, etwas gewusst, dann war von einem hohen moralischen Standpunkt aus ihre Pflicht, als Freundin von England, die englischen Minister zu warnen, um England vor der unauslöschlichen Schande zu bewahren, dass britische Unterthanen als Freibeuter auftraten, in ein befreundetes Land verrätherisch einbrachen und so Mord und Todtschlag verursachten. Gut, zwei Dinge stehen also fest:

1) dass in den Regierungskreisen in England am 28. Dezember ein ernster Verdacht auf böswillige Unternehmungen der Chartered Co. gegen unsere Republik bestand — und dass davon am 29. Dezember durch Sie dem High Commissioner Nachricht gegeben worden ist;

2) dass es eine internationale Höflichkeit ist, oder besser eine Verpflichtung der *Comitas gentium*, dass eine befreundete Nation der anderen von einer solchen drohenden Schändung des nationalen Rechts Kenntniss giebt.

Darf ich dann fragen, warum Sie die Regierung der Republik nicht von Ihrer Befürchtung in Kenntniss gesetzt haben? Hätten Sie das gethan, so würden unsere Bürger bereits am Sonnabend oder Sonntag in Massen ausgezogen sein, Dr. Jameson zur Umkehr genöthigt und ihn und seine unglücklichen Landsleute vor direktem bewaffneten Widerstande gegen ihren eigenen Souverän gewarnt haben. Vielleicht sagen Sie: »Ich korrespondire nicht direkt mit dem Staatspräsidenten der Republik.« Gut, aber warum hat Ihr High Commissioner, der nach Ihrem Bericht bereits am Sonntag Alles wusste, nicht an die Republik telegraphirt? Warum hat das Ministerium, dessen Leiter, Herr Rhodes, der am Sonntag von Ihnen gewarnt wurde und überdies privatim an demselben Sonntag Nachmittag darüber vollständig in's Klare gekommen war, dass er es nicht mehr mit einem Verdacht, sondern mit Thatsachen zu thun hatte, — warum hat denn das Ministerium nicht die Vorschriften des internationalen Rechts befolgt und unsere Regierung von dem Geschehenen benachrichtigt?

Ich glaube, Sie werden mir die Genugthuung widerfahren lassen, dass Sie mir zu jeder dieser Fragen den Anlass gegeben haben.

Niemandem ist es unangenehmer als mir, dass ich durch die logische Erwägung Ihrer eigenen Vorschläge gezwungen bin, sie zu stellen.

Es scheint mir, dass, als Sie den High Commissioner am 26. Dezember vor den Machinationen der Chartered Co. warnten, Sie auf der richtigen Fährte waren, dass Sie aber seitdem, sowohl am 4. Februar, als Sie Ihre Depesche verfassten, als auch später, als Sie im Parlament sprachen, davon abgeirrt sind. Mit einem Worte, ich meine, dass Ihre gegenwärtige Auffassung des jüngsten Angriffs auf unser Gebiet keine richtige genannt werden kann.

Mit einer gewissen Vorliebe sprechen Sie fortwährend von Dr. Jameson's Einfall. Im Parlament, bei der Verhandlung über den Antrag des Herrn Labouchère, betreffend die Anstellung einer Untersuchung, setzten Sie den Zustand der Dinge in Transvaal gegen Ende Dezember auseinander; Sie sagten, dass zu jener Zeit eine auf gesetzlichen Pfaden sich bewegende Agitation zur Erlangung von Rechten bestand, oder mit den Worten Ihrer Depeschen: »The agitation was one proceeding on the only lines on which an agitation against an organised government of military strength can proceed.« Dies war Alles; kein Grund zur Beunruhigung! Dann kam Dr. Jameson und beging die nicht zu rechtfertigende That des Einfalls.

Es ist klar, Sie wollen den Schein erwecken, als ob Dr. Jameson's Einfall ein unüberlegtes Wagestück eines Hitzkopfes gewesen sei, der dadurch der guten, edlen, friedlichen Bewegung der konstitutionellen Reformer in Johannesburg das Lebenslicht ausgeblasen habe.

Ein von ihm ganz allein aus eigenem Antriebe beschlossener Einfall! Sagten Sie nicht in dem House of Commons: »That in my belief Mr. Rhodes, the Chartered Company, the Reform Committee of Johannesburg and the High Commissioner were all equally ignorant of Dr. Jameson's intentions?«

Als Sie die Nachricht erhielten, dass unsere Regierung 50 oder 60 Leute in Johannesburg hatte verhaften lassen auf Grund der Vermuthung, dass dieselben sich eines Versuchs, die Verfassung zu stürzen, schuldig gemacht hätten, schrieben Sie mir ruhig, dass »it seemed to you somewhat hard, that the suspicion, or even the certainty, that a handful of the wealthier inhabitants were more or less implicated in a treasonable conspiracy,« die Erwägung von Reformen hinausschieben sollte.

Es ist klar, der jüngste Einbruch in unser Gebiet ist das Werk eines Mannes und einer Hand voll Offiziere,\*) Dr. Jameson hatte weder in Johannesburg, noch in Kapstadt, noch in England Mitschuldige. . . .

\*) Meistens noch »holding H. M's commission.«

Das ist alles, was Sie dem englischen Publikum mittheilen.

Mit Andacht höre ich Ihre Schlussworte: »I have said little or nothing as to the action of Dr. Jameson, and expressed no opinion of its moral and political aspect, although so long as any good could possibly be done thereby, I was not reticent, in giving expression to what I thought of his proceeding. The reason is that he and those of his officers (hier ist Ihrer Feder ein Fehler entschlüpft, Sie hätten schreiben müssen: »Her M's officers«) who seemed to have shared his counsels, are about to appear for their acts, and while those tribunals have pronounced upon him and them, it would be improper to say more upon the subject.«

Hier spricht ein reines Prinzip, ich theile Ihre Ansicht, dass Sie in Ihrer Stellung vor Allem das grosse Prinzip der Billigkeit zu achten haben, einen Angeklagten, der erst vor den Richter gestellt werden soll, nicht öffentlich mit Beschuldigungen zu belasten. Jedes Zeugniß für seine Schuld muss jetzt lediglich vor das Forum des Gerichts gebracht werden, und es ist die Pflicht jedes treuen Bürgers, der die Gesetze seines Landes achtet, solch ein Zeugniß abzulegen. Ich werfe Ihnen daher keine Unterlassungs-sünde vor.

Aber wohl das Entgegengesetzte: Eine Begehungssünde! Ich habe Ihr Wort im Parlament im Auge: »That in your belief Mr. Rhodes, the Chartered Company, the Reform Committee of Johannesburg and the High Commissioner were all equally ignorant of Dr. Jameson's intentions.«

Diese Worte stehen in einem offenbaren Widerspruch mit dem, was Sie am 28. Dezember entdeckt hatten; was sie zwang, am Sonntag, den 29. Dezember, ein Telegramm mit der Warnung nach Kapstadt zu senden »that the Chartered Company Police might be used to force matters in Johannesburg.«

Inzwischen, vom 28. oder 29. Dezember bis zum 4. Februar, hätten Sie Beweise erlangen können, die Ihnen für Ihre Person das Recht gaben, zu sagen, dass Sie an die Mitschuld der von Ihnen genannten Personen nicht glauben könnten.

Hier liegt, was ich eine Begehungssünde nenne. Es scheint, Sie hatten kein Recht, so zu sprechen, wenn Sie nicht Beweise beibrachten. Dadurch, dass Sie dieselben zurückbehalten haben, haben Sie der öffentlichen Meinung in England eine falsche Anschauung von dem, was in Südafrika geschehen war, beigebracht.

Warum haben Sie hinsichtlich des Mr. Rhodes, der Chartered Company und des High Commissioners — es fällt mir auf, dass nirgends vom Imperial Secretary in Kapstadt die Rede ist — sich nicht ebenso gut Schweigen auferlegt?

Auch ich werde jetzt dem Publikum nichts sagen, was die Sache der Angeklagten, die vor dem Richter erscheinen sollen, verschlimmern kann. Das halte ich mit Ihnen für »improper«. Ohne Weiteres setze ich Ihnen eine der Ihrigen direkt entgegenstehende Ansicht über den jüngsten gewalthätigen Einfall entgegen. Glauben Sie mir, sie ist die richtige. Es ist mir ein Vergnügen, Sie auf die glänzende Rede des freistaatlichen Volksraad-Mitgliedes Fisher zu verweisen. Er hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Es handelt sich hier um eine ernste Verschwörung, die nicht aus den letzten Wochen, nicht aus den letzten Monaten datirt, sondern sicher schon zwei Jahre im Gange ist. Mitschuldige daran leben in England, einige von ihnen wohnten früher hier und bekleideten sogar hohe Staatsämter.

Eine sehr kleine Anzahl, vielleicht höchstens zehn oder zwölf Personen, kannten in Johannesburg das Geheimniss. Der Leiter, der die Fäden in seiner Hand hielt, lebte in Kapstadt. Mit ihm wirkten dortselbst Einer oder Zwei zusammen. Um die Worte des Präsidenten Krüger zu gebrauchen: »Under the pretense of striving for political rights a small number of designing men, within and without the country, had craftily worked upon the feelings of the poor deluded people of Johannesburg, and day by day fanned the flame of rebellion, and then, when in their misguidedness they considered that the time had come, they caused one Dr. Jameson to cross the border of the republic.«

Vom Standpunkt der Gerechtigkeit bedauere ich tief, dass man die wahren Schuldigen laufen lässt und den armen Dr. Jameson, der mit verwegener Leichtherzigkeit sein Leben in die Schanze schlug, zum Sündenbock macht.

Ich will Ihnen eine historische Mittheilung machen. Am Montag, den 30. Dezember, verbreitete sich Nachmittags über ganz Südafrika blitzschnell die Nachricht, dass bewaffnete Truppen von Mafeking her in Transvaal eingefallen seien. Unsere Regierung telegraphirte augenblicklich an den stellvertretenden Präsidenten des Freistaates, um seine Hilfe anzurufen. Sie war dazu nach dem Potschefstroom-Vertrage berechtigt. Seine Excellenz antwortete, dass man sich in Prätoria ohne Grund beunruhige; er hätte von zuverlässiger Seite die Aufklärung erhalten, dass die berittene Polizei der Chartered Company, die sich in Betchuana-Land versammelt hätte, auf einem Richtweg durch Transvaal nach Mashona-Land zurückginge. An demselben Tage kommt eine der höchstgestellten Personen von ihrem Sommeraufenthalt nach Kapstadt, erfährt von dem Einfall, erkundigt sich an gehöriger Stelle und erhält die beruhigende Versicherung: »Die berittene Polizei geht auf einem »short cut« über Transvaal nach Mashonaland.« Ein angesehenener Einwohner Prätorias begegnet auf der Strasse einem in Betchuana-Land und Mashona-Land wohlbekannten

Bürger Transvaals und fragt ihn, was er von dem Einfall halte; die Antwort ist: »Unsinn, die Polizei geht auf einem »short cut« nach Mashonaland zurück. Alles war, wie man sagt, berechnet. Man war sogar darauf bedacht gewesen, die natürliche Unruhe, die wie man voraussah, die erste Nachricht von dem Einfall erwecken musste, zu beschwichtigen, und daher war an drei, Hunderte von Meilen von einander entfernten Stellen dieselbe beruhigende Antwort in Bereitschaft, eine Antwort, die auf den ersten Anblick nicht unwahrscheinlich klang und auf alle Fälle darauf berechnet und bestimmt war, Jameson für die Ausführung seines höllischen Planes Zeit zu verschaffen und die Gegenwehr der Bürger zu lähmen.

Als die Wahrheit noch an demselben Tage ans Licht kam, ging ein Schrei der Entrüstung durch ganz Südafrika. Ich irre mich, es war eine Ausnahme da: In den Bureaux der Chartered Company in Kapstadt flossen Ströme von Champagner.

Ich habe soviel wie möglich vermieden, den Namen des Herrn Cecil Rhodes zu nennen. Kein denkender Kopf in Südafrika hegt den allermindesten Zweifel, was von seiner Betheiligung an dieser traurigen Geschichte zu halten ist. Es ist der Löwen-Antheil.

Aus einer Ihrer Reden im Parlament spricht eine tiefe Sympathie mit Mr. Rhodes. »Mr. Rhodes,« sagen Sie, »at all events, among the many offences alleged against him, had nothing to do with that document (die Depesche vom 4. Februar). He goes back almost as a private individual, having not the control of a single policeman, having ceased to be Prime Minister, and for the moment at all events having seen his work jeopardised, possibly destroyed.«

Die Sympathie wird hier zum tiefen Mitleiden, und Mr. Rhodes, der sein Lebensziel in Frage gestellt, vielleicht vernichtet sieht, wird ein Märtyrer, das Schlachtopfer Anderer. Hierüber sage ich weiter nichts, es ist nun einmal Ihr System. Dr. Jameson ist der Sündenbock. Es würde mich nicht wundern, nach dem, was ich von ihm höre, dass er grossmüthig genug ist, sich das gefallen zu lassen.

Aber über that work of Mr. Rhodes habe ich etwas sehr Ernstes auf dem Herzen. Sie umschreiben die Lebensaufgabe des Mr. Rhodes folgendermaassen: »the work he set himself of consolidating together the Dutch and English races.« Von welchen Rassen sprechen Sie? Wo wohnen dieselben? Was Herr Rhodes in der Kapkolonie in Bezug auf diese seine Lebensaufgabe gethan hat, liegt ausserhalb des Rahmens meiner Betrachtungen. Mich dünkt, der Brief, den Herr J. H. Hofmeyr in diesen Tagen veröffentlicht hat, kann jeden Aufklärungsbedürftigen gehörig über das aufklären, was er in der Kapkolonie gethan hat.

Aber ausser dieser Kolonie giebt es noch zwei freie Republiken in Südafrika. Es ist kein Staatsmann in den letzten Jahren thätig gewesen,

der mehr gethan hat, als Mr. Rhodes, um diese beiden Republiken zu entfremden und der es ihren Regierungen ganz unmöglich gemacht hat, ihre Ungeduld und ihre Erbitterung zu bezwingen. Er hat es wahrhaftig nicht geheim gehalten, dass ihm ihre Selbstständigkeit ein Dorn im Auge war.

Ebenso wie mir Ihre Ansicht über den jüngsten Einbruch in unser Gebiet unrichtig zu sein scheint, ebenso finde ich Ihre Meinung über Mr. Cecil Rhodes nicht in Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit. Ich kann zu keinem anderen Schlusse kommen.

III. Ich komme nun zu dem letzten Punkte,

Zu Ihrer Ansicht über die politische Bewegung der Leute, die Sie »Uitlanders« nennen, zu ihren Beschwerden und zu den Mitteln der Abhilfe, die Sie vorschlagen.

Die Natur der Sache erlaubt mir, mich hier kurz zu fassen. Ich versage es mir natürlicher Weise, mit einem Fremden Dinge der inneren Verwaltung zu besprechen.

Es ist auch noch ein zweiter Grund vorhanden. Was Sie in Ihrer Depesche über Reform-Versuche u. s. w. schreiben, ist nichts Neues. Sie haben das selbst im Parlament anerkannt, als Sie sagten: »I did not think the President would take any exception to the publication of the despatch, because so far as he is concerned it contains absolutely nothing new— except the suggestion of Home Rule for the Rand.« Vollständig richtig. Es steht nichts in Ihrer Depesche, was nicht in dem von Ch. Leonard unterzeichneten Manifest der National-Union vorkommt. Ihre Depesche kann ein schwacher Widerhall des Manifestes genannt werden.

Dadurch wird Ihr Dokument nicht besser.

Lassen Sie uns zwei Beispiele nehmen: Sie ziehen die (wie Sie mit Mr. Leonard sagen) von 13 000 Personen unterzeichnete Denkschrift von 1894 an, eine Denkschrift, die den Volksrath um Erweiterung des Wahlrechts bittet. Nun war aber zu derselben Zeit Sir Henry Loch, der damalige High Commissioner, in Prätoria. Eine muthwillige Hand holte von dem Wagen, worin Seine Excellenz der Staatspräsident ihn einholte, die Flagge herunter und brachte an ihrer Stelle die britische Flagge an. Und aus Johannesburg wurde Herrn Loch eine Adresse überreicht, worin ihm die Unterzeichner zu erkennen gaben, dass sie »loyal British subjects« wären.

Ist es ein Wunder, wenn es wahr ist, wie Sie sagen, dass der Volksrath die Denkschrift mit Geringschätzung bei Seite legte?

Ein Jahr darauf hatte eine von 32 500 Personen unterzeichnete Denkschrift dasselbe Schicksal. Darf ich Sie einladen einmal untersuchen zu lassen, wieviel von diesen Tausenden der Vorschrift genügt haben, welche anordnet, dass jeder Fremde binnen 14 Tagen seiner Ankunft sich bei dem Veldcornet seines Distriktes einschreiben lassen muss? Ist es ein

Wunder, dass eine Volksvertretung, die sich selbst achtet, wenig Rücksicht auf eine Massenpetition von Leuten nimmt, die sich an die Landesgesetze nicht kehren?

Glauben Sie mir, es ist Schein und nichts als Schein. Solche vom Volk unterzeichnete Denkschriften werden vorsätzlich mit dem klaren und bewussten Zweck verfasst, eine Abweisung zu erleiden, woraus man politisches Kapital schlägt.

Doch kommen wir ein wenig mehr zur Sache.

In dem bereits erwähnten Manifest kommen folgende zehn Forderungen vor.

1. The establishment of this Republic as a true Republic.
2. A Grondwet or constitution which shall be framed by competent persons, selected by representation of the whole people, and framed on lines laid down by them: a constitution, which shall be safeguarded against hasty attention.
3. An equitable Franchise Law, and fair representation.
4. Equality of the Dutch and English language.
5. Responsibility to the Legislature of the heads of the great Departements.
6. Removal of religious disabilities.
7. Independence of the Courts of Justice, with adequate and secured remuneration of the Judges.
8. Liberal and comprehensive Education.
9. An efficient Civil Service, with adequate provision for pay and pension.
10. Free Trade in South African products.

Ich wende mich nun zu Ihrer Depesche und lese da: »The list of grievances under which the Uitlanders labour is, as I have already intimated, formidable in length, and serious in quality«.

Ich reibe mir die Augen aus und suche in Herrn Leonard's Programm, finde aber nichts »formidable«, noch »serious« darin.

Wer von Ihnen Beiden weiss nun, welches »the grievances« der Uitlanders sind?

Noch einmal schlage ich Ihre Depesche auf und lese: »Then again there seems to be a serious ground af grievance.« Sie sind vorsichtig genug hinzuzufügen: »at last in theory in the exceptional restrictions imposed by law upon the right of public meeting.«

Ich schätze einen geistreichen Spott und entdecke gern eine sarkastische Ader; dies aber übertrifft beinah Alles, was ich in dieser Art gelesen habe. Die Freiheit der Rede, des Drucks, ich darf beinah sagen, der Verleumdung durch die Presse, die Freiheit, Versammlungen abzuhalten, wo politischer Wahnsinn und einfältige Prahlerei das

grosse Wort führen, haben Johannesburg zu einem südafrikanischen Abdera gemacht.

Und Sie kommen im Ernst mit solchen thörichten Dingen als Beschwerden der Uitlanders ans Licht.

Aufs Neue blicke ich in Herrn Leonard's Programm. Ich erwäge Ihre Klagen und siehe, die Schuppen fallen von meinen Augen. Sie sind in einen Hinterhalt gefallen und haben den köstlichen Einfall gehabt: Wünsche auf Verbesserung der jetzt noch immer mehr oder minder patriarchalischen Regierungsform »grievances der Uitlanders« zu taufen.

Und dann geben Sie in einer schnellen Reform-Anwandlung dem High Commissioner Ihr inneres Missvergnügen darüber zu erkennen, dass er trotz der Verhaftung einiger des Hochverraths verdächtigen reichen Einwohner von Johannesburg nicht auf die Erörterung »of the questions of granting to the vast majority of industrious and peaceable inhabitants concessions which seem urgently called for by considerations alike of justice and expediency« gedrungen hat.

Was Sie »Beschwerden der Ausländer« zu nennen belieben, sind die Wünsche, vielleicht auch von mir, vielleicht von 100 Anderen in der Republik, Wünsche nach Reformen, die — wie wir verständig genug sind, zu wissen — nicht auf einmal kommen können.

Da ist z. B. das Wahlrecht. Es hat in ihrem Lande, das sich gern an die Spitze der Civilisation stellt, 60 Jahre gekostet, dazu in befriedigender Weise zu kommen. Die Abschaffung oder Begünstigung der einen oder anderen Religion —, wie lange dauerte es, bis England die »Catholic or Jewish disabilities« abschaffen konnte; und Sie verlangen von ihrem High Commissioner, dass er diese und ähnliche Fragen *inter ova et poma* abthun soll.

Der grosse Fehler, den die Reformer begangen haben, ist der, dass sie den gebildeten und fortgeschrittenen Kern der Bevölkerung in der Republik durch ihre Anmaassung zurückgestossen und die Buren so sehr erbittert haben, dass sie keine Reform-Vorschläge hören wollen.

Wie der Staats-Präsident sehr richtig in seiner wiederholt erwähnten Proklamation vom 10. Januar sagt: *For months and months have I been studying what changes and improvements in the management of the State could be considered advisable; but the dreadful machinations, specially the tone of the Press, have kept me back. The same men who have now come forward openly as leaders demanded improvements from me in a tone and in a manner that they would not have dared to take up or assume in their own native country, for fear of the penal law.*«

Noch eine Beschwerde haben die Ausländer, die ich Ihr specielles Eigenthum nennen möchte. Es ist »the condition of the police force«; Sie meinen, dass bei den Bürgern ein »strong prejudice« gegen die Verwendung von

Ausländern besteht. Ein beachtenswerthes, aber thörichtes Vorurtheil! Denn es ist klar, dass »a population like that of the Burgers cannot possibly be expected to furnish adequate material from which to select candidates for this department of the public service.«

Also hoffen Sie, dass die Ausländer bei der Polizei werden angestellt werden.

Ich muss sagen, sie treffen es schlecht. Im vorigen Jahre machte man einen Versuch mit einem »Uitlander«, einem britischen Unterthan, einem gewissen Trimble, und er war der Mann, dessen Haus das Arsenal der eingeschmuggelten Gewehre wurde und der Mann, der persönlich die Waffen vertheilte.

Man kann mit seinen Beispielen unglücklich sein.

Und nun ihre Verbesserungs-Vorschläge!

Es ist eigentlich nur einer: Home Rule für Johannesburg.

Ich hätte in London sein mögen und im Kaplande, um das homerische Gelächter zu hören, das sich über Ihren Vorschlag des Home Rule erhob; Sie, der Sie wegen derselben Frage mit Ihrem alten Premier gebrochen haben!

Sie singen Home Rule vier Tage, nachdem Ihr erster Minister ihm das Wasser abgegraben und es vor der ganzen Welt an den Pranger gestellt hat.

Erlauben Sie mir, was die südafrikanische Republik und ihre einzelnen Distrikte betrifft, ganz Lord Salisbury's Meinung zu sein. Nicht weil unter gewissen Umständen ein solches Regierungssystem nicht wünschenswerth wäre, leben nicht im Grunde alle britischen Kolonien, die selfgovernment geniessen, unter Home Rule?

Aber hier zu Lande verlange ich es nicht, weil wir es nicht nöthig haben, weil Johannesburg in ein oder zwei Jahren vollkommen zufrieden und glücklich sein wird. Die letzte Beschwerde der Ausländer wird verschwunden sein, und die Eingesessenen, welches fremden Ursprungs sie auch seien, werden dies sanfte, humane System der sogenannten dummen Bauern-Regierung jeder anderen Herrschaft bei Weitem vorziehen.

Lassen Sie mich schliessen, indem ich noch eine Stelle aus Ihren Parlamentsreden citire. Sie sagten, dass Ihr Drängen auf Abstellung der Beschwerden der Ausländer »ought not be resented by the President, but whether or no, I say. . . all parties in the House will be united in this matter. In taking that course I believe I shall be supported not only by this country unanimously, but I shall be supported unanimously by the British in South Africa, and by the vast majority of the Dutch fellowsubjects in the same country, and in these circumstances I do not hesitate to say, it takes no prophet to predict that sooner or later justice will be done.«

Das ist recht und gut. Justice will be done!

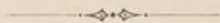
Ja, aber justice!

Die gesetzgebende Versammlung unseres Volkes wird die Regierung unterstützen, um auf dem konstitutionellen Wege freiwillig und selbstständig zu thun, was nothwendig ist.

Ich setze meinen Namen nicht unter dieses Schreiben. Ihre Stellung ist zu hoch, um eine Antwort von Ihnen an aufdringliche Briefschreiber zu verlangen.

Aber in einem Begleitbriefe werde ich Ihnen meinen Namen nennen.

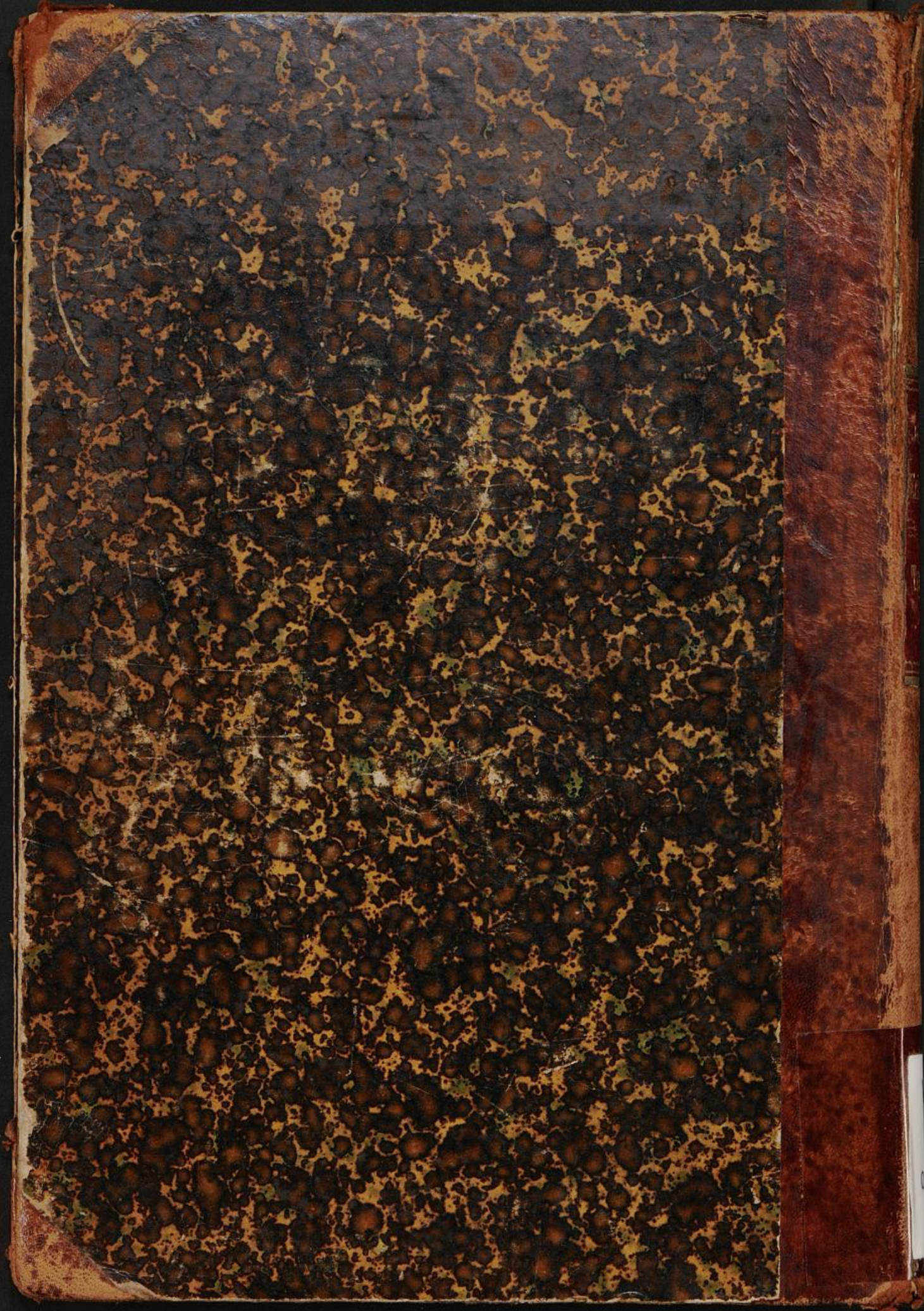
Ein Bürger der S. A. R.











V. 5  
700

Jorissen,  
Erinnerungen  
an  
Transvaal

VII  
5  
C  
0750